

Jahrgang 48 • Heft 1 • 2019

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Podiumsdiskussion auf dem
39. DGS-Kongress in Göttingen:
Soziologie für Alle
- Nicole Burzan:
Über eine multiparadigmatische Soziologie
- Birgit Blättel-Mink:
Krisenwissenschaft Soziologie – Wissenschaft in der Krise?
- Martin Schröder:
Der blinde Fleck der Soziologie

DGS DEUTSCHE
GESELLSCHAFT
FÜR SOZIOLOGIE

campus

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 1 • 2019

Herausgeberin im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Sina Farzin (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/97 35 648 (Redaktion) oder 040/42 83 82 549 (Sina Farzin)

Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund, Institut für Soziologie, Emil-Figge-Straße 50, D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@kwi-nrw.de, Tel.: 0231/75 57 135

Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Dr. Sonja Schnitzler (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax: 0201/72 04 111

Schatzmeister der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Darius Zifonun, Philipps-Universität Marburg, Institut für Soziologie, Ketzlerbach 11, D-35032 Marburg, E-Mail: darius.zifonun@staff.uni-marburg.de, Tel.: 06421/28 24 589

Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter www.sozioologie.de

Die Zeitschrift *Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.

Redaktionsschluss ist jeweils acht Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der SOZIOLOGIE werden erfasst über EBSCO Sociology Source Ultimate sowie in den CSA Sociological Abstracts und dem Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS, beide erreichbar über Gesis – Sowiport (sowiport.gesis.org).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, D-60486 Frankfurt am Main, www.campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübemann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Stefan Schöpfer, Tel. 0 69/97 65 16 32, E-Mail schoepper@campus.de

Abonnementbetreuung: HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwassenstraße 2, D-72127 Kusterdingen, E-Mail: journals@hgv-online.de, Tel: 07071/93 53 16, Fax: -30 30

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jahresabonnement privat 70 €, Studierende / Emeriti 30 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2019

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	5
-----------------	---

Soziologie in der Öffentlichkeit

Soziologie für Alle

Podiumsdiskussion auf dem 39. DGS-Kongress in Göttingen	7
---	---

Identität und Interdisziplinarität

Nicole Burzan

Über eine multiparadigmatische Soziologie	28
---	----

Birgit Blättel-Mink

Krisenwissenschaft Soziologie – Wissenschaft in der Krise?	37
--	----

Martin Schröder

Der blinde Fleck der Soziologie	52
---------------------------------------	----

DGS-Nachrichten

Göttinger Aufruf der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Soziologische Grundbildung für die Schule!	64
--	----

Statement of the German Sociological Association

Master Degrees in Gender Studies, Hungary	66
---	----

2. DGS-Mittelbauversammlung beim Kongress in Göttingen	67
--	----

Veränderungen in der Mitgliedschaft	70
---	----

Preise der DGS für herausragende Abschlussarbeiten

Brigitte Zamzow

Is Affordable Housing the new Social Housing?	72
---	----

Marius Meinhof

Die Modernisierung der Konsumenten	81
--	----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitskreisen

<i>Sektion</i> Arbeits- und Industriosozologie und <i>Sektion</i> Wissenschafts- und Technikforschung	93
--	----

Nachrichten aus der Soziologie

Ein kurzes Gespräch mit der Soziologin Tanja Bogusz, Namensgeberin der Seeschnecke »Joculator boguszae«	96
Digitale Plattform für forschendes Lernen zu prozessproduzierten Daten jetzt online	98
ASI-Nachwuchspreis 2019	100
Habilitationen	101
Wolfgang Glatzer Gratulation zum 80. Geburtstag für Bernhard Schäfers	102
Heike Trappe, Andreas Klärner In memoriam Peter A. Berger	106
Monika Wohlrab-Sahr In memoriam Hanns-Georg Brose	113
Dieter Nittel In memoriam Werner Fuchs-Heinritz	117
Bernhard Schäfers Leopold von Wiese zum Gedächtnis	120
Call for Papers	124
Das ambivalente Verhältnis zwischen Politik und Religion • Europe and Beyond: Boundaries, Barriers and Belonging • Klimawandel und urbane Transformationen zur CO ₂ -neutralen und resilienten Stadt	
Autorinnen und Autoren	130
Abstracts	132

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

»Ich habe früh gemerkt, dass ich ein Klischee bin, ich habe ja Soziologie studiert.«¹

Klar und knapp bringt die Moderatorin Barbara Schöneberger den Nutzen ihres Studiums in einem kürzlich veröffentlichten Interview mit dem Tagespiegel auf den Punkt. Sie beschreibt in dem Gespräch, wie die soziologische geschulte Selbstbeobachtung es ihr ermöglichte, die Differenz des gewünschten Selbstbildes (in etwa Isabelle Huppert) und der abweichenden Fremdschreibung (ziemlich genau Dolly Parton) nicht nur zu realisieren, sondern auch zu nutzen. Denn ähnlich wie Dolly Parton, die ihr Image als *Dumb Blond* (so der erste Song ihres ersten Albums »Hello, I'm Dolly« aus dem Jahr 1967) bis zur karikaturesken Übersteigerung pflegte, nur um es dann immer wieder punktuell genüsslich zu konterkarieren, hat auch Barbara Schöneberger den gezielten sozialen Erwartungsbruch äußerst erfolgreich in eine berufliche Strategie umgesetzt. Solche Formen einer *applied sociology*, die wohl niemand in die inzwischen notorischen Bemerkungen zur Praxisrelevanz von Studienmodulen schreiben würde, sind wahrscheinlich vielfältiger und überraschender, als wir es im universitären Alltag vermuten. Sie werfen auch die Frage auf, inwiefern soziologische Bildung jenseits des Fachstudiums, in anderen Fächern, in der Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern oder auch als Bestandteil von Schulcurricula vermittelt werden kann und sollte. Sie finden zu dieser Thematik in diesem Heft Ausschnitte aus einer Podiumsdiskussion, die im Rahmen des 39. DGS Kongresses im September in Göttingen geführt wurde. Und auch der auf Initiative des Ausschusses »Soziologie in Schule und Lehre« hin verfasste Aufruf der DGS für mehr soziologische Grundbildung in der Schule (ebenfalls in diesem Heft) bezieht hier Stellung.

1 »Ich mache nur das, was ich kann. Nichts anderes.« Interview mit Barbara Schöneberger, im Tagespiegel vom 18. November 2018.

Nach dieser obligatorischen Leseempfehlung bleibt mir noch, Ihnen einen guten Start in das Jahr 2019 zu wünschen. In Sachen DGS können Sie den Jahresbeginn am besten gleich partizipativ gestalten, indem Sie Ihr aktives Wahlrecht nutzen: Im Januar und Februar werden Vorstand, Vorsitz und die Hälfte des Konzils neu gewählt. Informationen über den Wahlablauf und die Kandidierenden erhalten Sie im Januar per Email und über die DGS Homepage. Redaktionsintern beginnen wir das neue Jahr übrigens gleich mit zwei kleinen Jubiläen: Sylke Nissen betreut die SOZIOLOGIE als Redakteurin inzwischen seit 15 Jahren und sorgt mit heiterer Gelassenheit maßgeblich dafür, dass Sie dieses Heft viermal jährlich pünktlich in Ihrem Briefkasten finden. Und da sie in diesen Tagen zudem noch einen runden Geburtstag feiert, sei ihr auch an dieser Stelle von Herzen gratuliert und gedankt.

Herzlich, Ihre
Sina Farzin

Soziologie für Alle

Podiumsdiskussion auf dem 39. DGS-Kongress in Göttingen*

Reiner Keller. Die Zeiten, in denen die westeuropäische Soziologie und auch die in Deutschland vom Schwung der politischen Aufbruchsstimmung der späten 1960er Jahre mitgetragen wurden und wie selbstverständlich als Bestandteil von Bildungsangeboten gelten konnten, sind lange vorbei. Das, was man gesellschaftliche Bildung nennen könnte – also eine gesellschaftswissenschaftlich informierte Bildung über soziale, respektive gesellschaftliche Mechanismen, Prozesse, Strukturbildung und Zusammenhänge – wird in den schulischen Curricula seit geraumer Zeit in den Hintergrund gerückt und durch individuumszentrierte Lehrinhalte ersetzt. Die Schülerinnen und Schüler werden als zukünftige unternehmerische und konsumistische Subjekte, als Rechtspersonen und als WahlbürgerInnen adressiert.

Die Podiumsdiskussion, die wir hier und heute führen möchten, adressiert Fragen nach der gesellschaftlichen Sichtbarkeit, Präsenz und Relevanz der Soziologie, die ja mittlerweile unter dem Stichwort *public sociology* häufig diskutiert wird. Unsere Diskussion soll diese Fragen mit dem besonderen Blick auf die schulische Bildung und die breitere massenmediale Öffentlichkeit und deren Zusammenhänge adressieren. Gehören gesellschaftliche Bildung und *public sociology* zusammen? Ist die *public sociology* bereits eine Soziologie für alle? Oder ist es eher so, dass *public sociology* zu einer Legitimationsstrategie wird, sich der Lehrerinnen- und Lehrerausbildung ganz zu

* Leicht gekürztes und redigiertes Transkript der Podiumsdiskussion vom 25. September 2018 auf dem Kongress der DGS in Göttingen. Organisiert und moderiert wurde die Veranstaltung von Reiner Keller, Professor für Soziologie an der Universität Augsburg, Vorstandsmitglied der DGS und seit 2015 Vorsitzender des DGS Ausschusses »Soziologie und Schule«. Basierend auf der Arbeit des Ausschusses initiierte die DGS in diesem Kontext den Aufruf »Soziologische Grundbildung für die Schule.

entziehen? Ist eine »Soziologie für Alle« möglich und wünschenswert? Was spricht dafür, was dagegen? Wie kann die gesellschaftliche Nachfrage nach Soziologie eingeschätzt werden? Und wie kann ihr gegenübergetreten werden? Welche Angebote könnte eine »Soziologie für Alle« umfassen? Und wäre die schulische Bildung dafür ein guter Ort? Oder sperrt sich vielleicht der Fachjargon der Disziplin gegen eine Übersetzung? Und wenn ja, was wäre dagegen zu tun? – Soviel als einleitende Stichworte.

Ich möchte nun die Gäste auf dem Podium kurz in alphabetischer Reihenfolge vorstellen:

Professor *Heinz Bude* hat an der Universität Kassel den Lehrstuhl für Makrosoziologie inne. Zu seinen jüngeren Veröffentlichungen gehören »Adorno für Ruinenkinder – Eine Geschichte von 1968« (2018), »Das Gefühl der Welt« (2016) und »Die Gesellschaft der Angst« (2014).

André Kieserling, Universität Bielefeld, ist Professor für Allgemeine Soziologie und soziologische Theorie und beschäftigt sich in jüngerer Zeit vor allem im Rahmen eines langfristigen Forschungsprojektes mit der Edition von Niklas Luhmanns Nachlass. Er hat in vielfacher Hinsicht zu Fragen der Systemtheorie und der Interaktionsordnung aus systemtheoretischer Perspektive geschrieben.

Janna Tellemann ist Juniorprofessorin für Bildungssoziologie am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim und beschäftigt sich mit Bildungsungleichheit, Bildungspolitik, Migration, aber auch mit Methoden der empirischen Sozialforschung. Unter den laufenden Forschungsprojekten erwähne ich das Projekt SEPLIVES. In dem Projekt geht es um »Die strukturellen Bedingungen getrennter Schullaufbahnen: Eine kombinierte Perspektive auf ethnische Stratifizierung und Segregation im deutschen Sekundarschulbereich«.

Professor Dr. *Annette Treibel* von der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe ist Professorin für Soziologie und Leiterin des Instituts für Transdisziplinäre Sozialwissenschaft mit den Arbeitsschwerpunkten Soziologische Theorie, Migration und insbesondere Öffentliche Soziologie. Ich möchte zwei Publikationen von ihr erwähnen: »Integriert Euch! Plädoyer für ein selbstbewusstes Einwanderungsland« (2015) und »Für Öffentliche Soziologien – mit und ohne Burawoy« (2017).

Wir werden zunächst Eingangsstatements von allen Podiumsgästen hören, anschließend gibt es die Möglichkeit, innerhalb des Podiums darauf zu reagieren und in Diskussion zu kommen. Im Anschluss haben wir vor, die Diskussion auch mit Ihnen zu führen und das Podium für Fragen zu öffnen.

Janna Teltemann: Vielen Dank und guten Abend. Im Konzeptpapier wird eingangs gefragt: Wie steht es um unsere Anerkennung als Fach, wie sollten wir mit der Forderung nach *public sociology* umgehen? Ich denke nicht, dass wir uns so viel um unsere öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung kümmern sollten. Das ist vielleicht unstrategisch, aber ich würde zunächst meinen, wir müssen uns nicht so viele Sorgen machen. Wir können uns auch darauf verlassen, dass wir viele Soziologinnen und Soziologen sind, die tagtäglich soziologische Arbeit verrichten, auch wenn das nicht immer unter dem offiziellen Label »Soziologie« stattfindet. Ich glaube nicht, dass es darum gehen sollte, die Influencerin unter den Wissenschaftsdisziplinen zu werden. Für mich stellt sich auch nicht so sehr die Frage, ob es eine *public sociology* oder noch andere Soziologien gibt. Die meisten von uns arbeiten an öffentlich finanzierten Forschungseinrichtungen und als solche sollten wir immer auch darüber nachdenken, inwieweit wir unsere Forschungsergebnisse zur Verfügung stellen können. Ich finde, da kann man auch gewisse Erwartungen formulieren. Ein Richtwert könnte lauten, jeder promovierte Soziologe/jede promovierte Soziologin an einer deutschen Forschungseinrichtung macht einmal im Jahr ein Angebot, das nicht nur der *scientific community* dient, sondern zum Beispiel eine *public science* Veranstaltung ist, oder schreibt für ein nichtwissenschaftliches Medium oder spricht vor anderem Publikum. Wenn das eine Regel wäre, dann würde relativ viel Soziologie nach außen getragen werden und mehr Anerkennung generieren.

Ich finde aber eine andere Frage wichtiger: Was passiert im Bildungssystem und insbesondere mit der Ausbildung der Lehrkräfte? Wenn wir uns Gedanken um unseren gesellschaftlichen Einfluss machen, oder wenn wir gerne mehr gesellschaftlichen Einfluss hätten, dann bietet die Lehrkräfteausbildung ein willkommenes Betätigungsfeld. Denn derzeit gibt es eine Menge Herausforderungen, die sich in unserem Bildungssystem stellen. Wir kennen die anhaltenden sozialen Disparitäten, Disparitäten zwischen Migranten und Nicht-Migranten, Stichworte wie Inklusion oder Bildungsarmut, das alles sind dringende Probleme. Wir als Soziologinnen und Soziologen wissen auch, was es für den Einzelnen bedeutet, von Bildungsarmut betroffen zu sein, oder was es für die Gesellschaft als Ganzes bedeutet, wenn die Bildungsintegration der Migranten nicht gelingt. Veränderungen, die im Bildungssystem passieren, sind ein Seismograph für die weitere gesellschaftliche Entwicklung, und wenn wir darauf Einfluss nehmen wollen, dann können wir das zum Beispiel über die Lehrkräftebildung tun. Wir müssen gar

nicht den Weg über Lobbyarbeit gehen und Soziologie als Schulfach einführen, sondern wir können einfach bei uns an den Hochschulen anfangen und dort unser Wissen anbieten.

Man könnte sich zum Beispiel anschauen, was in den Lehrveranstaltungen für die angehenden Lehrerinnen und Lehrer angeboten wird. Findet man da eine Veranstaltung, die einen als Soziologin oder Soziologen anspricht? Hat man das Gefühl, dass man dazu etwas sagen könnte? Dann könnte man den Kolleginnen oder Kollegen aus der Erziehungswissenschaft anbieten, einen Gastvortrag zu halten, und schon kommt man ins Gespräch über die Inhalte. Man wird feststellen, dass in der Lehrkräftebildung eine ganze Menge Fragen gestellt werden, auf die Soziologinnen und Soziologen Antworten haben. Ich glaube, dass das lohnend ist. Das ist auch eine Möglichkeit, um sich zu profilieren und zu zeigen, ich engagiere mich interdisziplinär und bringe mich mehr in die Lehrkräftebildung ein. Meine Erfahrung ist, dass da die Ohren und die Türen offen sind. Ich denke aber, dass wir das proaktiver anbieten und nicht darauf warten sollten, gefragt zu werden. Wir sollten uns nicht eitel um unsere Anerkennung sorgen, sondern einfach das wichtige Wissen anwenden und einbringen, das wir haben.

Annette Treibel: Guten Abend. Ich begrüße Sie alle herzlich und bedanke mich für die Einladung zu diesem Podium. Zunächst möchte ich erläutern, was ich unter der Titelfrage »Soziologie für Alle« verstehe. Zweitens halte ich bestimmte Unterscheidungen für notwendig, möchte auf konkrete Erfahrungen zu sprechen kommen und meine Position in diesem Zusammenhang erläutern. Schließen möchte ich drittens mit einem Appell.

Zu meinem ersten Punkt: Welche Soziologie und wer sind »Alle«? Unter Soziologie möchte ich im Folgenden jene Wissenschaft verstehen, die dazu einlädt, in anderer Weise, als alltägliche involvierte Blicke dies tun, auf sich und die gesellschaftliche Wirklichkeit zu schauen. Möglicherweise ist eine solche Soziologie besonders geeignet, auch Nicht-Soziologinnen und -Soziologen ein Angebot für einen Perspektivenwechsel zu machen.

Wer sollen »Alle« sein? Für mich sollen tatsächlich alle, jeder und jede, angesprochen sein. Ich möchte nicht von vornherein bestimmte Gruppen adressieren. Niemand ist ausgeschlossen. Soziologie hat für mich einen Öffentlichkeitsauftrag und ihre Angebote sind grundsätzlich offen für alle. Eine gewisse Neugier sollte vorhanden sein und die Bereitschaft, sich irritieren zu lassen. Wie eine ehemalige Studentin von mir es einmal ausdrückte: »Nichts von dem, was ich bisher geglaubt habe, stimmt noch!«

Zweitens gehe ich von folgenden Unterscheidungen, Erfahrungen und Positionen aus: Ich möchte Soziologie als interne und Soziologie als externe Veranstaltung unterscheiden. Selbstverständlich ist Soziologie als interne Veranstaltung unsere professionelle Basis und daher unverzichtbar. Wir brauchen Differenzierung, Spezialisierung, Fachzeitschriften, Kongresse, Auseinandersetzungen mit Fachpublikum – das ist unstrittig.

Soziologie als externe Veranstaltung, so meine These, verdient mehr professionelles Engagement, sonst ruht sie auf zu wenigen Schultern. Es gibt Platz für ganz unterschiedliche Aktivitäten im Sinne öffentlicher Soziologie – für das Feuilleton schreiben, Telefoninterviews geben, bei Bürgerforen mitwirken, mit zivilgesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren »experimentalistisch kollaborieren«, wie es eine Kollegin genannt hat, an der Hochschule Veranstaltungen für die städtische Öffentlichkeit durchführen, *science slams* organisieren, in Beiräten Expertise beisteuern, Blogs schreiben – der Phantasie sind da wenig Grenzen gesetzt. Praktizieren wir bewusst Mehrsprachigkeit: Soziologische Diktion in Fachtexten, allgemeinverständliche Diktion in weiteren Öffentlichkeiten.

Wenn ich Soziologie als interne und externe Veranstaltung unterscheide, so ist das keine Alternative, sondern es geht darum, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen. Ich verstehe unsere Tätigkeit als Doppelauftrag, und es geht immer um Fachlichkeit.

Soziologie für die Schule, war die Frage, oder soziologisch informierte gesellschaftliche Bildung in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung. Soziologie für die Schule im Sinne eines eigenen Unterrichtsfachs etablieren zu wollen, ist meines Erachtens unrealistisch. Auf die Machtkonflikte mit Wirtschaft, Psychologie und Politik werde ich an dieser Stelle nicht eingehen. Stattdessen sollten soziologische Inhalte in der Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern stärker platziert werden.

Ich selbst mache an meiner Hochschule derzeit sehr gute Erfahrungen mit einem Pflichtmodul zu Bildung und sozialer Ungleichheit, das ich seit mittlerweile drei Jahren durchführe. Ich versuche, mit den Studierenden eine soziologische Perspektive auf die Prozesse einzuüben, die für ihre spätere berufliche Praxis Relevanz haben. Im Abgleich mit ihren Vorverständnissen und in Auseinandersetzung mit soziologischen Befunden und Diskursen, zum Beispiel der Unterscheidung soziale Ungleichheit – soziale Ungerechtigkeit etc., erleben sich die Studierenden als handlungsfähig. Die klassische Rückmeldung lautet: »Ich hätte nie gedacht, dass mir ausgerechnet die Soziologie so viel für die Schule bringt.«

»Soziologie für Alle« zu betreiben, ist nach meiner Erfahrung und der von vielen Kolleginnen und Kollegen eine höchst voraussetzungsvolle und anspruchsvolle Tätigkeit. Man tut dies eben nicht nebenbei. Es kostet viel Zeit und manchmal auch Nerven. Man sollte sich nichts vormachen, in der Öffentlichkeit entkommt man dem Politischen nicht und muss eine grundlegende Entscheidung treffen: Sieht man sich im Sinne von Burawoy als Unterstützer sozialer Bewegungen und tritt mit einem gesellschaftskritischen Gestus auf? Platziert man sich eher liberal, was meine Präferenz wäre? Wie man sich auch äußert, man wird auf jeden Fall in Schubladen gesteckt. Es sind, so meine Erfahrung, nicht immer die selbstgewählten Schubladen. Damit muss man leben.

Drittens geht es mir schließlich um die programmatische Ebene. Ich möchte auf die Unterscheidung von innen und außen zurückkommen und dafür plädieren, eine Innen- und Außenpolitik bei diesem Thema zu formulieren. Ich finde, es könnte keinen besseren Zeitpunkt geben als jetzt: Die soziale Welt ist in heftiger Bewegung. Wenn wir unter den aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen keine *Außenpolitik der Soziologie* entwickeln, wann dann? Um von individuellen zu institutionellen Lösungen zu gelangen, so mein abschließender Appell, muss öffentliche Soziologie *Bestandteil unserer Fachkultur* werden. Wir sollten ein Forum entwickeln, in dem wir uns über Kriterien und Standards einer »Soziologie für Alle« verständigen können. Selbstverständlich wird und soll es weiterhin Kolleginnen und Kollegen geben, die besonders sichtbar sind. Ich begrüße dies auch, weil sonst vielleicht in Vergessenheit geraten wäre, dass Soziologie etwas ist, was Menschen als Beruf haben können. Es geht mir nicht um die heroischen Anstrengungen Einzelner, so wertvoll diese auch sein mögen. Mir geht es auch nicht darum, weitere Kolleginnen und Kollegen zu mehr öffentlicher Soziologie zu überreden, sondern darum, im Fach selbst Strukturen dafür zu schaffen: Was gibt es schon? Was wird im Sinne einer Außenpolitik gebraucht? Was würde mich interessieren? Dann wären wir, und damit möchte ich mit einem Augenzwinkern erst einmal schließen, in einem Zeitalter der »postheroischen öffentlichen Soziologie« angekommen.

Heinz Bude: Ich empfinde im Augenblick die gesellschaftliche Öffentlichkeit in soziologischer Hinsicht als außerordentlich deutungsbedürftig, und so wird mir das auch von vielen Seiten kommuniziert. Mit anderen Worten, Soziologie und soziologisch ausgebildete Personen sind gefragt. Man sagt mehr, fragen wir doch lieber die Historiker, fragen wir doch lieber die Ökonomen. Nein, die allermeisten wissen schon, was die Ökonomen oder die

Historiker sagen, sie wollen wissen, was die Soziologen zu bestimmten Themen zu sagen haben. Das hängt mit dem zusammen, was Sie, Frau Treibel, angesprochen haben. Wir haben Veränderungen in den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen zu gegenwärtigen, die eine Reihe von Fragen aufwerfen. Was ist in Ostdeutschland los? Wieso kann man mit einer Politik der sozialen Spaltung heute politische Mehrheiten gewinnen? Was treibt die EU auseinander?

Dazu ist aber zweierlei nötig: Um soziologisches Wissen auch in der Schule richtig unterzubringen, brauchen wir eine gewisse zeitangemessene Konventionalisierung unseres Wissens. Wir sollten nicht anfangen, theoriealternative Wissensgenerierung zu betreiben, jedenfalls nicht in diesem Zusammenhang, sondern ein Grundverständnis darüber zu entwickeln, was wichtige soziologische Begriffe und Argumente sind, um unsere Zeit zu verstehen. Man muss schon etwas zu aktuellen Ereignissen sagen, aber es darf nicht ein in bestimmte Fachdebatten sich verwinkelndes soziologisches Wissen sein.

Der zweite Punkt, den ich zu bedenken geben möchte: Man darf sich ruhig mal die UN-Millenniumsziele anschauen. Der digitale Wandel, der Klimawandel, der Wandel in den demografischen Verhältnissen und natürlich der Wandel von Ungleichheit im Zuge von Migration. Das sind riesige Themen, die auf der Millenniums-Charta stehen. Dazu hat die Soziologie etwas zu sagen, dazu sollten wir auch etwas zu sagen haben.

Wichtig ist, und das ist mein letzter Punkt, wir dürfen das soziologische Wissen nicht als ein rein wertneutrales Wissen verkaufen. Was Helmut Schelsky die »indirekte Ethik des soziologischen Wissens« genannt hat, ist wichtig. Soziologisches Wissen ist nicht reines Beschreibungswissen ohne bestimmte indirekte, normative Implikationen. Allein schon in dem Ungleichheitsbegriff steckt das drin – Frau Treibel hat es auch schon gesagt –, welche Ungleichheit ungerecht und welche gerecht ist oder als ungerecht oder gerecht empfunden wird. Das ist eine normativ relevante Überlegung. Wir sollten ein soziologisches Wissen parat haben, das in einer indirekten Weise für solche normativen Anfragen an die Soziologie offen ist.

Um das unterzubringen, spielen die beiden Ebenen eine Rolle, die Sie auch schon genannt haben: Wir müssen uns wie seit Durkheims Zeiten im Klaren darüber sein, dass wir uns als Soziologie im nennenswerten Umfang nur über die Lehrerinnen- und Lehrerausbildung an den Universitäten halten können. So machen wir uns als Fach für andere Fächer unverzichtbar. Wir

klären, wie Bildung in der Gesellschaft verstanden wird, wie liefern die Methoden für die empirische Bildungsforschung, wir können Auskunft über einen disziplinübergreifenden Bildungsbegriff geben.

Soziologie ist aber auch wichtig als Orientierungswissen für die Schülerinnen und Schüler oder für Personen in Ausbildung, wie man heute besser sagen sollte. Es ist ein wesentliches Orientierungswissen, das von der Heranwachsenden auch nachgefragt wird. Es ist nicht so, dass wir denen etwas aufdrängen. Es ist jedoch wichtig, dass man das soziologische Wissen in vorsichtiger Verallgemeinerung vorbringt, in vorsichtiger Bezugnahme auf Alltagsbegebenheiten, in vorsichtiger Abstraktion in Modellen. Wir machen ein Angebot zum Verständnis unserer Welt. Wir wissen es nicht besser, wir vertreten aber eine Perspektive, die Verbesserungen erkennbar macht.

Der Charme des soziologischen Wissens kann darin bestehen, dass es in persönlichen Fragen allgemeine Probleme entdeckt und den Einzelnen so verständlich macht, dass sie mit ihren Fragen an die Welt nicht alleine sind.

André Kieserling: Mir hat in dem Einleitungspapier zu unserer Diskussion eine Überlegung sehr gut gefallen, der zufolge die Soziologen den Praxisbezug ihres Faches möglicherweise viel zu oft und viel zu lange im Daumen drücken für Protestbewegungen gesehen haben. Das funktionale Äquivalent dazu wäre, wenn man von der Politikberatung hier einmal absieht, eine stärkere Beteiligung an der Ausbildung der Lehrer – und ich würde darüber hinaus sagen: an der Ausbildung aller Professionen. Diese Idee hat natürlich, wie alle guten Ideen, eine Geschichte des Scheiterns hinter sich. Der letzte Großversuch in diese Richtung wurde im Anschluss an die 68er Bewegung unternommen. Damals wurde allerdings zwischen Protestbewegung und Professionsausbildung nicht recht unterschieden. Die Professionen sollten vielmehr für den Marsch durch die Institutionen ausgebildet werden, und damit kamen ideologische Engführungen ins Spiel, die der Reformidee viele an sich unnötige Gegner beschert haben.

Immerhin stammt aus dieser Zeit auch eine Reihe von heute noch lesbaren Kommentaren zum Thema, darunter auch ein Text von Niklas Luhmann über die Lehrerausbildung, auf den ich mich im Folgenden beziehe. Der Grundgedanke geht von der These aus, dass es keine für professionelle Arbeit adäquate Technologie gibt und dass diese Arbeit daher in jedem Falle, und so auch in dem der Lehrer, durch ein hohes Maß an strukturell bedingten, also unvermeidlichen und nicht vorwerfbaren Misserfolgen gekennzeichnet ist. Der Beitrag der Soziologie könnte darin bestehen, die Lehrer über die dafür bestehenden Gründe aufzuklären und sie vor allem mit den

kognitiven Ressourcen auszurüsten, die sie brauchen, um auf Enttäuschungen situationsgerecht und resignationsfrei reagieren zu können. »Lehrer«, so heißt es in dem letzten Text, den Luhmann über diese Profession geschrieben hat, »Lehrer brauchen nicht nur Mut, sondern auch Gleichmut«.

Die Sozialisationsprozesse des professionellen Praktikers hat man immer schon als *training for uncertainty* beschrieben, um es mit einer Formulierung von Renée Fox zu sagen, die dabei vor allem Mediziner vor Augen hatte. Die Soziologie könnte dieses Motto auch in das Curriculum, also in die Ausbildung im engeren Sinne einbringen.

Es gibt allerdings ein Problem und das will ich abschließend benennen. Dieses Problem ist so groß, dass ich an der Realisierbarkeit dieses Vorschlages sehr ernsthaft zweifle: Es scheint mir ganz sicher zu sein, dass wir keinem künftigen Lehrer einen Gefallen tun, wenn wir ihm mit unseren Erkenntnis-Instrumenten kommen. Diesen Leuten ist mit avanciertem Theoriewissen oder raffinierten Methodenkenntnissen nicht gedient, denn die wollen ja nicht forschen, sondern *the complexities of the classroom* überleben, und dafür braucht man kein besonders raffiniertes Theoriewissen und keine forcierte Methodenkenntnis. Das bedeutet praktisch, dass ein solcher Unterricht von der allseits geschätzten Einheit von Forschung und Lehre abweichen müsste. Das wäre eine Art gehobener Schulunterricht und müsste es auch sein, wenn er sich nicht um seine eigene Funktion bringen soll. Darin liegt ein Hauptmotiv des zu erwartenden Widerstands von Soziologen gegen dieses an sich sinnvolle Projekt.

Annette Treibel: Ich möchte direkt bei Ihnen anknüpfen, Herr Kieserling, was die Unterrichtbarkeit oder Lehrbarkeit von Soziologie in der Lehramtsausbildung oder in der Professionsausbildung weiterer Berufe betrifft. Ich denke, dass das doch einfacher ist, als Sie es jetzt skeptisch beschrieben haben. Ich möchte auch noch einmal auf Herrn Bude eingehen, wonach soziologisches Wissen eine Art Orientierungswissen für Schülerinnen und Schüler sein soll.

Nach meiner Erfahrung in der Lehramtsausbildung an einer Pädagogischen Hochschule erleben wir eine sehr politisierte Zeit, eine sehr große Diskussionsfreude. Ich muss dieses Wissen gar nicht in die Ausbildung tragen, sondern es gibt von Seiten der Studierenden ein Bedürfnis nach Auseinandersetzung, ein Bedürfnis nach konfliktreicher Argumentation, gleichgültig, ob es zu Migration oder Gender ist. Ich habe das Glück, dass beides meine eigenen Schwerpunkte sind.

Man sollte mit einer Grundbegrifflichkeit soziologischen Wissens und mit einem Hinweis darauf, dass es in der Soziologie eine riesige Debatte zu bestimmten Themen gibt, ein Forum bieten, um zukünftigen Lehrern und Lehrerinnen ein Instrumentarium an die Hand zu geben, sich diesen gesellschaftlichen Prozessen souveräner und kompetenter zu nähern und auch die eigene Rolle darin zu reflektieren. Das kann man mit Etablierten-Außenseiter-Figurationen von Elias gut machen. Wenn ich mit Studierenden über Situationen diskutiere, mit denen sie selbst zu tun haben werden, wenn sie selber Mitglied eines Lehrerinnen- und Lehrerkollegiums sein werden, dann bietet es sich sehr an, alltagstherapeutisch darüber nachzudenken, wie man sich als junge, neue Lehrkraft in einem solchen Kollegium benimmt. Wenn man aus dem Referendariat kommt, empfiehlt es sich nicht, den älteren Kolleginnen und Kollegen jetzt mal zu zeigen, wie es geht, weil man das gerade neu gelernt hat, sondern es empfiehlt sich, vielleicht erstmal anzuschauen, wie der Laden läuft und was auch die älteren, erfahreneren Kollegen mitzuteilen haben.

Wir sind auch als Fach stärker gefragt, uns mit der veränderten Lehrerinnen- und Lehrerrolle auseinanderzusetzen und dies in den Debatten anzubieten. Die Lehrerinnen und Lehrer wissen viel über ADHS, aber über gesellschaftliche Konfliktlagen haben sie bisher relativ wenig erfahren, und da sind wir gefragt.

André Kieserling: Ich bin mir nicht sicher, liebe Frau Treibel, ob wir nicht aneinander vorbeireden. Ich stelle mir unter der Mitwirkung an einer Lehrerausbildung eine Mitwirkung an der Ausbildung *aller* Schulfächer vor. Das bedeutet, dass das dafür sinnvolle soziologische Wissen auf das konzentriert sein müsste, was wir spezifisch über Erziehung, über Schulen als Organisationen, über Schulstunden als Interaktionen, über den Lehrberuf als Profession sagen können. Wir könnten also, wenn wir uns in dieser Weise engagieren, nicht einfach unsere jeweiligen Lieblingsthemen behandeln. Themen wie Migration oder Gender gehören nach meinem Dafürhalten in die Ausbildung für Sozialkundelehrer. Den Mathematik- oder Biologielehrer sollten wir damit nicht strapazieren.

In dieser Konsequenz für die Themenwahl wird ein weiteres Problem deutlich, auf das dieser Vorschlag stoßen würde, wenn man ihn ernst nähme. Es liegt darin, dass der Themenkreis von Sozialisation und Erziehung zu Verlierern der jüngeren Fachgeschichte gehört. Es sind eigentlich nur noch die Ungleichheitsforscher, die sich dafür interessieren, und dann natürlich unter viel zu engen Gesichtspunkten.

Heinz Bude: Lieber André Kieserling, wir dürfen aber nicht sagen, wir machen jetzt Soziologie als Einübung in Gleichmut. Man könnte bei Ihnen heraushören: Bei uns lernt man Gleichmut ...

André Kieserling: Ja, und sofern die Alternative zu Gleichmut in Resignation oder Hysterie liegt, scheint mir das auch sinnvoll zu sein, nicht natürlich, wenn Ihnen als Alternative so etwas wie Mut vorschwebt.

Heinz Bude: Ich frage mich nur, wie verkauft man das, was wir wissen? Ich glaube, es wäre keine gute Verkaufsstrategie, wenn man sagen würde, bei uns lernt ihr so ein bisschen Gleichmut. Richtig ist, dass alle Professionen, die mit Menschen zu tun haben, eine hohe Chance des Scheiterns haben. Professionstheorien sind ein Versuch, diese Chance des Scheiterns zu erklären. Soweit sind wir uns einig. Wir sind uns auch über das einig, was ich mit einer kompakten Konventionalisierung des Wissens unseres Faches beschrieben habe.

Dabei ist ein Fach meiner Ansicht nach nur dann als Disziplin konstituiert, wenn es ein konventionelles Wissen dieses Faches gibt. Die Ökonomen können das relativ gut benennen. Es gibt ein paar ganz konventionelle Dinge, die man als Ökonom wissen muss. Das muss man auch in der Soziologie sagen können. Die und die Dinge sind wichtig und die wollen wir auch als Grundelemente eines soziologischen Begreifens von Wirklichkeit weitergeben.

Mir ist aber noch ein Punkt wichtig. Wolfgang Bonß, Ulrich Beck und andere haben mal ein von der DFG-gefördertes Schwerpunktprogramm über Verwendungszusammenhänge soziologischen Wissens in Gang gesetzt. Das Projekt hatte ein Ergebnis: Soziologisches Wissen ist dann in der Gesellschaft angekommen, wenn es erfolgreich verschwunden ist. Wenn man also den Anfang des soziologischen Wissens nicht mehr weiß, und es in das allgemeine Weltwissen gesickert ist.

Das ist allerdings zugleich ein Problem, denn Studierende haben in der Regel eine soziologische Vorbildung. Wenn ich das Kevin-Beispiel in der Vorlesung bringe, dann wissen alle, was damit gemeint ist, und ich muss nachfragen: »Glauben Sie das eigentlich wirklich? Glauben Sie wirklich, dass das so einfach ist, wenn eine Lehrperson einen Kevin und einen Jakob in der Klasse hat, der Kevin soll auf die Realschule und der Jakob aufs Gymnasium kommen?« Nein, das glauben die Studenten dann auch nicht, und ich frage weiter, was sie denn dann glauben und worüber sie gelacht haben. Was ist das Kevin-Lachen eigentlich? Das heißt, man muss ab und zu das

im Alltagswissen verschwundene soziologische Wissen soziologisch ansprechen, damit es wieder als Begreifen der Wirklichkeit deutlich wird.

Mit anderen Worten, es gibt auch ein anderes soziologisches Wissen im Alltagswissen, das vermeintlich Plausibilitäten schafft, das aber hinterfragt werden muss. Was heißt denn eigentlich Sozialisation? Was ist der Unterschied zwischen Sozialisation und Erziehung?

Wir müssen während der Ausbildung auch immer wieder in der Lage sein, Rätsel mit unseren Begriffen zu konstruieren, damit unser Wissen als eine Idee des Lösens dieser Rätsel deutlich wird.

Janna Teltemann: Ich finde die Beiträge sehr spannend und bin sehr dankbar dafür, vor allem für die Idee des Kanons, um ein Instrumentarium mit den Inhalten zu haben, die wir vermitteln wollen. Diese Aufgabe ist schon schwierig genug. Ich finde auch den Hinweis gut, dass wir in der Lehrkräftebildung von unserer forschungsorientierten Lehre ein Stück weit wegkommen und einen »gehobenen Schulunterricht« praktizieren müssen.

Ich sehe noch ein anderes Problem: Wir erleben, dass die angehenden »Lehrämter« erstmal gar nicht wissen, was sie von uns als Soziologen haben. Die sind nicht unbedingt daran interessiert, Soziologie zu lernen. Sie sind vor allem daran interessiert, Praxiswissen zu erwerben. Wir müssen ihnen vermitteln, dass man mit Praxiswissen allein nicht weiterkommt und das bestimmtes Praxiswissen eher zum Scheitern verurteilt ist.

Dann möchte ich noch den kleinen Hinweis geben, dass auch die Mathelehrer etwas über Migration wissen müssen. Die Heterogenität der Schülerschaft ist ja eine der drängendsten Herausforderungen derzeit. In den letzten Jahren wurde in der Lehrerbildung immer von Internationalisierung gesprochen. Aber es ist eine Illusion zu glauben, dass man durch Auslandserfahrung – weil man einmal ein Erasmus-Semester gemacht hat – plötzlich weiß, was es heißt zu migrieren und sich integrieren zu müssen. Vor allem vor diesem Hintergrund würde ich sagen, dass soziologisches Wissen für alle Lehrkräfte wichtig ist.

Reiner Keller: Das klingt, als hätten Sie regelmäßig Erfahrung mit dem, was wir hier als ein Projekt besprechen?

Janna Teltemann: Bei uns in Hildesheim ist es so, dass wir keinen grundständigen Studiengang Soziologie oder Sozialwissenschaften haben. Wir haben nur »Lehrämter«, die einen Wahlpflichtbereich haben, in dem sie zwischen Soziologie, Philosophie und Politikwissenschaft entscheiden können. Die meisten interessieren sich für die Soziologie.

Heinz Bude: Bei uns ist es verpflichtend. Alle, die in Kassel Lehramt studieren, müssen durch meine Vorlesung. *(Gelächter)*

Reiner Keller: Und was vermitteln Sie da?

Heinz Bude: Der Kern, den ich versuche zu vermitteln, ist die Frage, in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben. Da ist Ungleichheit ein wichtiger Punkt, Migration gehört dazu, Macht und Herrschaft ist ein drittes Gebiet. Das ist eigentlich ein Durchdeklinieren, aber immer auf den Punkt: Wie lautet die analytische Grundidee?

André Kieserling: Aber welches von den vielen soziologisch sinnvollen Themen ist für einen Lehrer überhaupt relevant? In welcher Perspektive, Dosierung, analytischen Feinheit könnte er damit etwas anfangen? Ich glaube, wenn wir ihm erzählen, welche Zeitdiagnosen wir befürworten, dann geben wir ihm etwas, womit er nichts anfangen kann – außer beim Lesen von Zeitungen, aus denen die Zeitdiagnosen ja meistens stammen und für die sie verfasst werden. Dann versteht er die Zeitung besser, aber nicht seine eigene Berufswelt. Auch hier haben wir also sehr verschiedene Auffassungen, aber es soll ja auch eine Diskussion sein. *(Gelächter)*

Heinz Bude: Das mit dem Zeitungslesen ist schon ein Problem. Die lesen ja keine Zeitung mehr. Mit der Zeitung kommt man da gar nicht weiter. Die wissen gar nicht, was die Frankfurter Allgemeine Zeitung ist.

André Kieserling: Jürgen Kaube und ich hatten vor Jahren einmal einen Kurs für die Studienstiftung zum Thema Massenmedien, und am vierten Tag ging an Herrn Kaube die Frage: »Wie oft erscheint eigentlich so eine Tageszeitung?« *(Gelächter)*

Janna Teltemann: Wenn es um die Frage geht, was für Themen vermittelt werden, sind das bei uns bestimmte Pflicht-Module wie zum Beispiel Sozialstrukturanalyse. Dann versuchen wir zu überlegen, wie könnte eine Sozialstrukturanalyse aussehen, die an die Relevanzstruktur der angehenden Lehrerinnen und Lehrer anknüpfen kann.

Ich versuche, Integration und Migration in Form einer Sozialstrukturanalyse zu unterrichten, oder Theorien der Integration zu vermitteln und zu überlegen: Was heißt Integration? Wann ist sie erreicht? Wie kann man sie messen? Ich möchte Hintergrundwissen für die angehenden Lehrerinnen

und Lehrer vermitteln, damit sie vor einer Klasse mit vielen Migranten wissen, was es bedeutet zu migrieren und warum jemand migriert. Man muss sich Themen überlegen, die an praxisorientierte Fragen anknüpfen.

Annette Treibel: Ich arbeite gern mit dem Prinzip Schock, also damit, die Studierenden zu schockieren. In der Veranstaltung, in der es um den berühmten Migrationshintergrund geht, besteht der Schock darin, dass Studierende, deren Eltern aus Österreich eingewandert sind, feststellen, dass sie auch zu dieser Gruppe gehören. Sie dachten immer, das sind die anderen mit den türkischen Namen oder mit marokkanischen Migrationsbiografien. Die Diskussionen, die da entstehen, sind wirklich ganz phantastisch und zeigen, wie einseitig die Thematik Migration bei Studierenden rezipiert wird, obwohl sie denken, sie seien eigentlich ganz gut informiert. Sie sind eben teilinformiert.

Wenn ich diese Veranstaltung Revue passieren lasse, ist das wirklich sehr aufschlussreich. Es geht nicht um den Bereich Sozialkundeunterricht, sondern es geht um den Bereich Bildungswissenschaften. Da geht es dann zum Beispiel um Fragen wie »Sind Jungen das benachteiligte Geschlecht in Bildungsverläufen?« oder die Frage von sozialer Ungleichheit und sozialer Ungerechtigkeit.

Es kann sein, dass die Studierenden keine Zeitung lesen, aber sie versuchen, sich zu informieren. Zum Beispiel schauen sie sich das Video des Kollegen Bude der Baden-Badener Gespräche über globale Ungleichheit an, stöhnen hinterher ein wenig über die Länge, sind aber durchaus interessiert.

Heinz Bude: Das finde ich gut.

Annette Treibel: Finde ich auch. Es geht nicht darum, das Wissen heranzutragen, sondern in die Auseinandersetzung zu gehen. Die Informiertheit der Studierenden und der zukünftigen Lehrerinnen und Lehrer über gesellschaftliche Konflikte ist vorhanden, und sie sind sehr dankbar, wenn sie ein Instrumentarium bekommen, um sich qualifizierter – an der Stelle möchte ich es dann doch bewerten – auseinanderzusetzen.

Heinz Bude: Das ist der interessante Punkt. Bourdieumäßig gesprochen: Müssen wir diese Doxa des Alltagswissens brechen oder kann man damit anders umgehen? Die Doxa brechen, wäre mir zu viel. Brechen ist mir zu direktiv im Sinne von: Wir haben jetzt das richtige Wissen. Ich würde eher sagen, dass es die Orientierungen und das Wissen der Lehramtsstudierenden über die soziale Welt oder auch über die gesellschaftliche Welt, in der die Leute leben, nochmal

in eine Reflexionsschleife holt – mehr nicht. Nicht richtigstellen, nicht vervollständigen, das wäre mir alles zu viel. Ich wäre schon sehr zufrieden, wenn ich eine Reflexionsschleife hinbekomme, so dass man weiß, was man weiß – mehr gar nicht.

Reiner Keller: Ich möchte Ihnen jetzt die Gelegenheit geben, sich einzumischen, wenn Sie Beiträge oder Fragen an uns hier auf dem Podium haben.

Frage aus dem Publikum: Ich habe eine Frage an Herrn Bude und Frau Teltemann. Sind in Ihrer Vorlesung nur Lehrer? Hier in Göttingen sind in der Sozialstrukturanalyse sowohl Lehrer als auch Soziologen zu finden. Würden Sie die Sozialstrukturanalyse anders lehren, wenn nur Lehrer die Veranstaltung besuchen würden? Und wenn ja, wie würden sich die beiden Formate unterscheiden?

Janna Teltemann: Ich kann Ihre Frage gar nicht vollständig beantworten, denn wir haben gar keine »echten« Soziologinnen und Soziologen in Hildesheim. Es ist schon so, dass wir ein Sozialstrukturanalyseangebot schaffen wollen, das für Lehrkräfte interessant ist, sie abholt und ihnen etwas mitgibt, das sie dann vielleicht wichtig finden oder ihnen hilft. Es ist auf jeden Fall ein anderes Programm als eine Sozialstrukturanalyseausbildung in einem vollwertigen Soziologiestudium. Es sind angewandte Seminare, die sich mit einem Teilausschnitt von Sozialstrukturanalyse beschäftigen. Das Angebot ist aber nicht in Stein gemeißelt. Der Kanon wird immer von denjenigen kreiert, die gerade die Lehre leisten und sich austauschen. Da gibt es kein festes Curriculum, das von der DGS, den Universitäten oder der KMK zur Verfügung gestellt würde.

Heinz Bude: Bei mir ist es genau wie hier in Göttingen, da sind auch Bachelorstudierende in der Veranstaltung, und ich versuche immer zumindest zweigleisig zu fahren, sodass diejenigen, die Soziologie im Hauptfach studieren auch etwas davon haben. Es ist mein Ziel, dass von jeder Vorlesung irgendetwas bleibt, dass wiedererzählbar ist. Es muss also immer ein Wiedererzählbarkeitseffekt drin sein.

Das nächste Element, das ich beherzige, ist Redundanz. Man muss Dinge, die man sich für eine Veranstaltung vorgenommen hat, immer in anderen Worten wiederholen. Ohne Redundanz geht es nicht. Und Sie müssen auch immer Irritationen einbauen. Diese strategische Unverständlichkeit ist dann ein Trick. Warum ist das für alle interessant? Weil die Fragen immer elemen-

tarisiert werden. Die Grundidee ist, was unterscheidet interindividuelle Ungleichheit von sozialer Ungleichheit? Das ist eine ganz elementare Frage. Die ist für die Lehramtsstudierenden interessant, aber auch für Hauptfachstudierende.

Reiner Keller: Meine Erfahrung sind Spannungen zwischen beiden Gruppen, was sich dann auch in wechselseitigen Attacken ausdrückt. Die einen klagen über die anderen. Wenn es gelingt, das zu integrieren, ist das sehr schön. Es ist allerdings eine Frage der Ressourcen, spezialisierte Angebote machen zu können.

Anmerkung aus dem Publikum: Ich habe immer ein Problem mit dem Studenten-Bashing, dass sie keine Zeitung lesen etc. Das sind Zuschreibungen, bei denen ich sagen würde: naja ...

Die zweite Anmerkung, die ich machen möchte, ist, dass sich die Soziologie in den letzten 20 Jahren aus der Lehrerbildung zurückgezogen und oft ihre Chance nicht genutzt hat. So hat man das Feld der sozialwissenschaftlichen Lehrerbildung kampflos den Erziehungswissenschaften überlassen, die den Studenten dann einen halbverdauten Bourdieu beibringen. Ich würde sagen, das sollte die Soziologie selbst machen und nicht Erziehungswissenschaftler, die keine Pädagogen sein wollen, sondern Halbsoziologen.

Meine dritte Bemerkung: Ich habe mich gewundert, Herr Bude, dass Sie Frau Treibel unterbrochen haben, und warum man die Studierenden nicht schockieren soll. Die Studierenden haben doch relativ klare Vorstellungen davon, wie die Gesellschaft ist, in der sie leben, wie das funktioniert und was da gut und falsch ist. Darin stecken mengenweise Vorurteile, Stereotype, diskriminierende Bilder, und es ist der Job der akademischen Lehre, diese zu brechen. Wir wissen doch empirisch genau, dass Stereotype von Lehrern über Menschen mit Migrationshintergrund zur Reproduktion von Bildungsungleichheiten beitragen, indem sie systematisch die Leistungspotenziale der anderen überschätzen. Der Ansatz, dass man den Studenten nicht zu sagen hat, was wahr und was falsch ist, ist mir viel zu defensiv, weil die falschen, unvollständigen, undifferenzierten und uninformierten Gesellschaftsbilder künftiger Lehrerinnen und Lehrer praxisrelevant sind für ihr pädagogisches Handeln. Unser Job ist es zu irritieren.

Heinz Bude: Einspruch, Euer Ehren. Ich bin kein Anhänger von Sokrates. Ich mag das nicht, nach dem Motto: Sag mir doch mal, was Du meinst, und dann zeige ich Dir, wie dumm Du bist. Das ist doch das Brechen. Das gefällt mir ganz und gar nicht, weil es keinen *Prozess* der Bewusstseinswerdung impliziert.

Es gibt diesen Reflexivitätsprozess, wie man eigentlich Dinge, die man für richtig hält, in die Schwebelage bringt, damit sie an der Wirklichkeit korrigierfähig werden. Das ist total kompliziert. Ich glaube nicht, dass das durch Brechen von Vorurteilen geht. Ich glaube, dass das der falsche Weg ist.

Annette Treibel: Als integrative Person möchte ich das gern mit dem Prinzip Schock verzahnen. Dieser Schock, dass man selbst einen Migrationshintergrund hat, ist dann genau die Erzählung, die zu dieser Lehrveranstaltung kolportiert wird: Stell Dir vor, ich habe einen Migrationshintergrund.

Frage aus dem Publikum: In der Diskussion um eine »Soziologie für Alle« sind Sie sich ja höchstens uneinig über den Modus und nicht über das Ob. Sie stellen also die »Soziologie für Alle« nicht in Frage. Ich frage mich, ob Sie damit die soziologische Community repräsentieren. Ich bin nicht sicher, ob das in der Soziologie überhaupt gewünscht ist. Wenn Soziologie in den Medien oder im Schulunterricht stattfindet, besteht die Gefahr der Trivialisierung des Faches, dass sie zum Populärwissenschaftlichen verkommt und, dass man das Gegenteil von dem erreicht, was man eigentlich möchte, nämlich die Soziologie zu legitimieren. Ich würde gerne wissen, ob Sie das auch so sehen, dass es in der soziologischen Community nicht unbedingt ein Interesse gibt, die Soziologie zu öffnen.

André Kieserling: Ihr Einwand hängt ein wenig damit zusammen, dass wir hier über viele Themen gleichzeitig und undifferenziert diskutieren. Wenn man sagt, die Soziologen sollten sich an der Lehramtsausbildung beteiligen, was ich zum Beispiel gut fände, dann ist das nicht zwingend ein Plädoyer dafür, eine »Soziologie für Alle« zu machen. Ich persönlich würde mir zum Beispiel rein gar nichts davon versprechen, in den Massenmedien oder gar in der Talkshow die gesellschaftliche Lage zu kommentieren oder irgendwelche Zeitdiagnosen zu formulieren, weil ich in der Öffentlichkeit, eingeschlossen die bessere Feuilleton-Öffentlichkeit, zunächst einmal nur einen riesigen Zensurmechanismus sehe, der einen auf jene Alltagsplausibilität zurückwirft, von der man als Wissenschaftler doch gerade loskommen will. Aber das wird sicher schon in dieser Runde auf Widerspruch stoßen, und erst recht so im Fach. Wenn man genauer zusieht, sind wir uns also gar nicht so einig, wie es bei Ihnen anklingt.

Anmerkung aus dem Publikum: In Ihrer Diskussion kommt zu kurz, dass der Sowi-Unterricht an den Schulen nicht unbedingt erwünscht ist. Der Sowi-Unterricht ist durch eine starke Lobby zu einer Art Politik- und Wirtschaftsunterricht verkommen. Die Lehrerinnen und Lehrer haben überhaupt nicht die Zeit und das entsprechende Curriculum, um an den Schulen soziologisches Wissen zu vermitteln. Die Erstsemester, die dann an die Uni kommen, haben keine Diskussionskultur kennengelernt oder soziologische Fragestellungen bearbeitet oder auch nie eine einfache Grafik lesen gelernt, können aber das politische System Deutschlands auswendig.

Janna Teltemann: Dazu bräuchten wir eine zweite Podiumsdiskussion. Ich denke, das sind zwei unterschiedliche Herausforderungen. Einerseits ist zu fragen, wie können wir die Lehrerinnen und Lehrer unterstützen, den Berufsalltag bis zur Rente auszuhalten, nicht Bildungsungleichheit zu reproduzieren und damit bessere Lehrkräfte zu werden. Zum anderen besteht die Aufgabe, die Schüler zukünftig zu den besseren Studentinnen und Studenten und aufgeklärten Bürgern zu machen. Das haben wir nicht diskutiert.

Heinz Bude: Es ist auch eine politische Auseinandersetzung. In Hessen heißt das Schulfach nicht mehr politische Weltkunde oder so, sondern Politik und Wirtschaft. Das ist ein wichtiger Punkt, dass man da interveniert und auch nicht aufhört, zu intervenieren. Zwischen Politik und Wirtschaft liegt die Gesellschaft und das ist die Soziologie. Ich habe den Eindruck, in den politischen Administrationen wird dieses Problem mittlerweile gesehen. In diese Lücke muss man nochmal offensiv freundlich hineingehen und sagen, das ist in der Anlage vielleicht die falsche Idee.

Annette Treibel: In den Anfängen des Arbeitskreises »Soziologie und Schule« haben wir festgestellt, dass es müßig ist, Soziologie als Unterrichtsfach zu implantieren. Dass das eine Baustelle ist, die zu groß ist. Da sind die Würfel in Richtung anderer Fächer gefallen. Es muss deshalb darum gehen, sich in dem zu platzieren, was vorhanden ist. Es gibt ja KMK-Beschlüsse und durchaus eine stärkere Offenheit und ein sehr starkes Nachfragepotenzial und ein Interesse an soziologischem Wissen. Wie ich vorher schon gesagt habe, haben wir vielleicht zu wenige Schultern, auf denen das ruht.

Aber diese Diskussion zu Medien und Öffentlichkeit und Soziologen in der Öffentlichkeit werden wir hier nicht nochmal genauso lange diskutieren dürfen, oder?

Reiner Keller: Die Diskussion heute soll nicht die zweite und letzte Veranstaltung zu der Thematik sein. Wir wollen diese Themen setzen und sie vor allem im Fach wieder auf die Agenda bringen. Die Philosophie hat zum Beispiel einen Philosophie-Bus, der mit Finanzierung der Bundeszentrale für politische Bildung über Land fährt und Philosophie vor Ort anbietet. In solchen Dingen ist die Soziologie sehr zurückhaltend gewesen. Das betrifft auch die Frage, wie diese Verschiebung in Richtung Wirtschaft und Politik zustande kommt. Es gibt Kolleginnen und Kollegen, nicht unbedingt aus der Wirtschaftslobby, sondern aus der Politikwissenschaft, die viel aktiver sind und sich einmischen. Wenn diese Entwicklung als Problem wahrgenommen wird und diese Tendenz aufgebrochen werden muss, dann könnte das für uns der Punkt sein, um hoffentlich einen Fuß oder besser beide Füße in die Tür zu bekommen, um diese Entwicklung zu korrigieren.

Frage aus dem Publikum: Ich freue mich, dass die DGS das Anliegen hat, dass die Soziologie stärker in die Öffentlichkeit und relevante Praxisfelder tritt. Das ist begrüßenswert. Eine Sache, die ich besonders interessant fand, war die Idee mit dem Kanon und den Basics, die man dafür benötigt. Kann mir jemand von Ihnen sagen, wie dieser Kanon aussehen könnte, was diese Basics wären? Herr Kieserling hat es angedeutet, wenn drei Soziologen am Tisch sitzen, gibt es vier Meinungen. Diese Meinungen der Kritiker sind auch ein bisschen Ausdruck der Schwäche des Faches. Das Sendungsbewusstsein, mit dem die Soziologie hier sehr selbstbewusst präsentiert wird, und der Mangel an belastbarem Wissen, belastbaren, empirisch geprüften Konzepten klaffen meines Erachtens auseinander. Diese Kluft ist heute nicht richtig wiedergegeben worden.

André Kieserling: Man könnte sich ja vorstellen, dass auch die schwierige Frage der Kanonbildung an Schwierigkeit verliert, wenn man sich klarmacht, dass es in den Außenkontakten des Faches um bestimmte Funktionen geht, die nicht in dem Maße besser erfüllt werden, in dem die wissenschaftliche Qualität eines Textes anwächst. Die Themenwahl für die Erstsemesterveranstaltungen ist ein schon erwähntes Beispiel dafür. Ein anderes wären die Massenmedien, die sich nur für unsere Zeitdiagnosen, aber nicht für unsere Gesellschaftstheorien interessieren. Also sollte jeder Soziologe froh sein, dass es Zeitdiagnostiker gibt, auch wenn er solche Texte weder lesen noch schreiben möchte, weil sein Fach medial andernfalls einfach überhaupt nicht stattfinden würde.

Heinz Bude: Ich bin da optimistischer, weil wir auch Zwänge in der Ausbildung haben. Als ich an der Universität Kassel angefangen habe zu lehren, gab es viele Kolleginnen und Kollegen, die im Grunde *ihre* Soziologie vertreten haben. Ich habe damals gesagt, wenn wir eine Bachelor/Master-Logik hier haben, geht das nicht mehr. Wir müssen uns in den Grundkursen auf einen bestimmten Kanon einigen, weil es von der Logik der neuen Studiengänge vorgegeben wird. Wir waren der erste Soziologie-Standort in Hessen, der die neuen Studiengänge eingeführt hat. Ich wollte diese neuen Studiengänge haben, weil ich die Disziplinierung durch die Studiengänge wollte, um den Kollegen zu sagen, ihr müsst Euch jetzt mal auf *conventional wisdom* konzentrieren. Und wenn ihr das nicht macht, dann haben wir eine schlechte Ausbildung. Nach und nach ist es auch so gekommen. André Kieserling hat es gerade schon gesagt, es ist eine Logik des Aufbaus vom Elementaren hin zum Differenzierten. Das ist auch eine Logik, die wir in der Ausbildung haben. Ich glaube auch, dass ich mich mit den Kollegen, die ich hier so sehe, selbst mit André Kieserling, in drei Stunden auf Elemente eines solchen Kanons einigen könnte.

André Kieserling: Herr Bude, auch wenn Ihnen das jetzt vielleicht nicht passt, wir sind uns soziologisch gesehen sehr ähnlich. Wir sind auf ähnlichen Positionen, insofern ist die Einigungschance nicht so erstaunlich. Aber wir repräsentieren nicht die Breite des Faches.

Frage aus dem Publikum: Ich möchte eine Frage aus studentischer Sicht stellen. Bereits beim DGS-Kongress in Bamberg hatte man das Gefühl, dass die Soziologinnen und Soziologen, die Vorträge halten, sehr an ihrem Prestige arbeiten und »gut dastehen« wollen. Ein Ansatzpunkt für eine öffentliche oder geöffnete Soziologie wäre für mich, dass man am *wording* arbeitet und das Ganze lesbar macht. Vielleicht würde mich Luhmann interessieren, wenn ich ihn dechiffrieren könnte. Es wirkt teilweise so, als ob man sein *standing* in der Soziologie schaffen muss, und das dann mit verteidigt und mit einem Jargon um sich wirft, der für Studierende unverständlich ist. Und man hat das Gefühl, es handelt sich um eine geschlossene Soziologie, und man braucht lange, um da reinzukommen. Ich glaube, es wäre schon ein Ansatz, dass man die Soziologie für die Semiöffentlichkeit der Studierenden öffnet.

Heinz Bude: Wir sind hier auf einem Fachkongress. Es ist kein Kongress für öffentliche Soziologie, und da muss es schon auch Veranstaltungen für Spezialgebiete geben, in denen man vielleicht ein bisschen Gleichmut entwickeln muss, weil man am Verständnis scheitert.

Replik aus dem Publikum. Mir ist schon klar, dass das ein ganz anderes Niveau hat. Nur glaube ich, dass man Intellektualität auf einem höheren Niveau durchaus in einer Sprache ausdrücken kann, die nicht nur für einen gewissen Prozentsatz der Leute verständlich ist.

Reiner Keller. Da werden wir jetzt nicht völlige Einigkeit erzielen können, da wir am Ende der Veranstaltung angekommen sind. Ich danke Ihnen allen für Ihr Kommen. Ich danke den Gästen auf dem Podium für ihre Beteiligung. Ich hoffe, Sie nehmen Irritationen mit oder Überraschungen, Ideen – Gleichmut vielleicht auch –, und ich wünsche Ihnen noch einen schönen weiteren Kongress.

Über eine multiparadigmatische Soziologie¹

Nicole Burzan

In einem Lied der Sängerin Barbara aus den 1960er Jahren mit dem Titel »Göttingen« würdigt sie nicht allein den Ort des diesjährigen Soziologiekongresses, sondern der Text des Liedes transportiert zudem eine prinzipiell zeitlose Idee: die Idee der Verständigung. Daran anknüpfend lässt sich sagen, dass auch ein Soziologiekongress nur mit einer solchen Idee Sinn macht: hier eben mit der Idee der Verständigung zwischen den Protagonistinnen und Protagonisten all der vielfältigen Paradigmen, Theorien, Methodologien und Methoden, die unser Fach charakterisieren. Ein Soziologiekongress ist per se sozusagen die konstruktive Antwort des Faches auf die keineswegs neue und doch permanente Frage danach, inwieweit und inwiefern wir uns über solche konzeptionellen Grenzen hinweg verständigen sollen und wollen. Ein Soziologiekongress ist, um die Analogie zum genannten Lied noch einmal heranzuziehen, der Brückenschlag zwischen Göttingen und Paris.

Dass die Soziologie ein multiparadigmatisch aufgestelltes Fach ist, ist nahezu unumstritten. Infrage steht hingegen, warum und insbesondere wozu dies so ist. Ganz offensichtlich wird dabei die Frage, ob eine multiparadigmatische Wissenschaft im Sinne eines Neben-, Mit- und vielleicht auch Gegen- einanders genereller theoretischer Grundorientierungen oder epistemologischer Modelle überhaupt erstrebenswert ist, unterschiedlich beantwortet. Kuhn (1976) beispielsweise hielt einen solchen Zustand noch für ein Zeichen vorparadigmatischer Unreife, und auch Luhmann (1981: 50) sprach einmal pathologisierend von »multipler Paradigmatase«. Befürworter/innen

¹ Leicht überarbeitete Fassung des am 24. September 2018 gehaltenen Eröffnungsvortrags zum 39. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen.

plädieren demgegenüber ausdrücklich für diversifizierte Zugänge (als Beispiel Scheffer 2017) – die unsere Disziplin von Beginn an begleitet haben – und beziehen sich dabei insbesondere auf den spezifischen Gegenstand und die Perspektive der Soziologie. Ich werde im Folgenden einige Überlegungen anstellen, warum Paradigmenvielfalt in der Soziologie fruchtbar ist und inwiefern es daher einen Bedarf an Verständigung gibt.

Eine Begründung erkenntnistheoretischer Perspektiven durch den Gegenstand ist natürlich stets mit der Gefahr eines Zirkelschlusses verbunden (vgl. zum Beispiel Anicker 2017). Da jede Beobachtung theoriegeleitet ist, ist es ganz generell unzulässig zu argumentieren, die Art der (wissenschaftlichen) Beobachtung sei durch den Gegenstand bedingt. Gleichwohl scheint eine gegenstandsunabhängige Betrachtung allein die Frage nach der Multiparadigmantik kaum zu erhellen. So geht es ja eben nicht darum, sich gegenstands begründet für einen bestimmten Zugriff zu entscheiden, sondern es wird gerade die multiparadigmatische Herangehensweise durch die Komplexität des Gegenstands begründet bzw. bereits einen Schritt zuvor durch eine gewisse Diffusität der Antwort auf die Frage, worin der spezifische Gegenstand oder die Perspektive der Soziologie denn überhaupt bestehe.

Für ein Mindestmaß an fachlicher Identität auch in Abgrenzung zu anderen Wissenschaften ist die Frage nach der Fachidentität natürlich zu beantworten: Die Soziologie ist eine Disziplin, die mit einer großen Vielfalt von Theorien und Methoden die Komplexität sich wandelnder Gesellschaften und hiermit zusammenhängender Sozialität untersucht und beschreibbar macht. Und für die spezifische Perspektive auf diesen immer noch sehr weit gefassten Gegenstand gibt es zwar nicht die eine konsensuelle Aussage, aber doch einige gängige wie beispielsweise diejenige, die auf Wechselbeziehungen wie die zwischen Individuum und Gesellschaft, Mikro- und Makroperspektive oder Handeln und Strukturen zielt. Hierauf aufbauend lässt sich sagen, dass dieser Gegenstand nicht nur außerordentlich komplex, sondern auch fortwährend im Wandel begriffen ist, so dass es nicht ausreicht, ihn durch ausschließlich einen paradigmatischen Zugang zu erfassen, sondern etwa durch subjektzentrierte und -dezentrierte Ansätze, durch nomothetische und ideographische Herangehensweisen oder durch quantitative und qualitative Methoden. Zudem weist in diesem Fall der oder die Beobachtende bekanntlich eine spezifische Situiertheit innerhalb der beobachteten Phänomene auf und konstituiert sie durch die eigene Perspektive zwangsläufig mit, so dass Antworten auf Forschungsfragen prinzipiell vorläufig im Sinne einer mittleren Reichweite bleiben.

Dies gilt auch für komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Es gibt (natürlich nicht unabhängig von pragmatischen Optionen der Datengenerierung) eine Vielzahl von Möglichkeiten, auf welche räumlichen und zeitlichen Einheiten sich ein Erkenntnisinteresse richten kann. Meines Erachtens gibt es jedenfalls keine apriorische Plausibilität dafür, soziologische Problemstellungen schlechthin von oben nach unten oder von unten nach oben, vom Allgemeinen zum Speziellen oder vom Speziellen zum Allgemeinen, vom Globalen zum Lokalen oder vom Lokalen zum Globalen zu denken. Hinzu kommt, dass es nicht nur eine Sprache geben kann, mit der wissenschaftliche Prozesse kommuniziert werden. Von wo wohin, mit welchem zeitlichen Horizont und mit welcher räumlichen Reichweite zu forschen einer Sache angemessen ist, ist vielmehr eine Frage des jeweiligen Erkenntnisinteresses. Und temporal bringen nicht zuletzt zum Beispiel Prozesse der Digitalisierung als ein Moment komplexer Dynamiken neue Dimensionierungen von Gleichzeitigkeit und Sequentialität mit sich.

Das heißt, dass es nicht darum gehen kann, die augenscheinlich heterogen positionierte Kolleg/innenschaft auf die eine richtige ›Logik‹, auf die eine richtige Auffassung, auf den einen richtigen Weg zu verpflichten. Vielmehr geht es darum, dass wir uns in grundsätzlicher Anerkennung der Eigenwertigkeiten unserer vielfältigen Unternehmungen miteinander auseinandersetzen. Insofern haben Soziolog/innen ja auch keinen per se größeren Wahrheitsanspruch oder Zugriff auf ›Fakten‹ als andere Akteure, wenngleich sie dafür sensibilisieren können, mit welcher Perspektive man welches Phänomen in welcher Weise wahrnimmt und deutet. Der Begriff Verständigung zielt in diesem Sinne entsprechend auch nicht auf einen zu erreichenden umfassenden Konsens, sondern darauf, dass eine – wenn man so will – ›dissensorientierte‹, gleichwohl kollegiale Auseinandersetzung wissenschaftliche Reflexivität und Produktivität befördert.

Was sind beispielsweise, damit beginnt es bereits, zentrale Fragestellungen, um Erkenntnisse zu komplexen Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen zu gewinnen? In welchem Maße bedarf es etwa einer politisch, wirtschaftlich oder medienöffentlich artikulierten ›Relevanz‹ – eine Kategorie, die uns im Kontext der Drittmittelförderung gar nicht so selten begegnet und durch die Themen adressiert werden, zu denen Soziolog/innen ja auch Fundiertes zu sagen haben? Im Rahmen des Kongresses geht es zum Beispiel um nicht lokal begrenzte, gleichwohl aber auch situierte Prozesse der technologischen Entwicklung, der Migration, der Ausbreitung von Varian-

ten des politischen Populismus und vieles mehr. Dies führt jedoch keineswegs zwangsläufig dazu, der Grundlagenforschung einen demgegenüber nachrangigen Stellenwert einzuräumen, was ja auch eine Verarmung der soziologischen Forschungslandschaft bedeuten würde.

Wenn man sich das Kongressprogramm zu bestimmten Themen anschaut, findet sich schon hier eine erhebliche Vielfalt von Forschungsfragen und theoretisch-methodischen Zugängen. Ein Beispiel stellt das Thema Flucht dar. Um Ihnen nur kleine »Appetitanregungen« zu geben, dazu gehören unter anderem Vorträge zu »Ambivalenzen der Grenze in Fluchtverläufen«, eine Untersuchung zur Aufnahmebereitschaft für Geflüchtete in 13 Ländern, Studien zu künstlerischen Praktiken von Geflüchteten, zur sozial-räumlichen Integration in kleineren Städten oder die Infragestellung, ob migrations- und ungleichheitssoziologische Konzepte Geflüchteten gerecht werden können. Anhand der Titel und Abstracts lässt sich nicht auf spezifische epistemologische Grundlagen schließen, doch kann man zumindest festhalten, dass hier – und zwar noch ohne systematische Ausreizung des Spektrums aller in der Soziologie denkbaren Zugänge – auf unterschiedliche Methoden, Forschungseinheiten oder Theorie-Empirie-Bezüge zugegriffen wird. Es ist auch vorstellbar, dass Zuhörende so manches Mal von einigen Herangehensweisen anderer befremdet sind. Und doch könnte man nicht behaupten, dass eine dieser Herangehensweisen besonders privilegiert wäre, es eine Hierarchie angemessener Zugänge gäbe oder auch nur einen Konsens zum Beispiel darüber, welche Art von Gütekriterien sinnvoll anzulegen sei. In letzterem ist allerdings ein zumindest potenzieller Ansatzpunkt für einen konstruktiven Dialog – gerade auch innerhalb unserer Fachgesellschaft – zu sehen.

Bisher habe ich auf den Teil der Debatte um Multiparadigmatik rekurriert, der die Gegenstandsangemessenheit fokussiert. Hinzu kommen Pro-Argumente eher allgemeiner wissenschaftstheoretischer Natur. So ließe sich anführen, dass Versuche, dualistische Sichtweisen wie etwa Mikro vs. Makro zu überwinden, gerade zu pluraleren Perspektiven beitragen. Reckwitz (2005) beispielsweise hebt hervor, dass Versuche der Schließung durch Theorie-synthesen das Feld öffnen für die Produktion von Gegenvokabularen, da Abgrenzungen gegen ein »Außen« dabei stets notwendig sind. Stellvertretend für andere Stimmen schlussfolgert etwa Schülein, Multiparadigmatik sei eine Konsequenz des Missverhältnisses von Themenkomplexität und der Kapazität von Theorien (Schülein 2017: 207; vgl. auch Balog, Schülein 2008). Und

wenn Autor/innen diagnostizieren, konträr zu Kuhns Konzept sei die rivalisierende Koexistenz von Paradigmen in verschiedenen Disziplinen die Regel (zum Beispiel Kornmesser, Schurz 2014), wird damit auch – ohne deswegen für relativistische Haltungen zu plädieren – die Vorstellung eines linearen Wissensfortschritts hinterfragt.

Dieses Plädoyer für eine sowohl durch den Gegenstand als auch durch wissenschaftstheoretische Überlegungen begründete Multiparadigmatik soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Pluralität von Herangehensweisen potentiell mit ›Kosten‹ verbunden ist. So kann es zu einer fragmentierten Überspezialisierung kommen, und fruchtlose Grundlagendebatten könnten einen konstruktiven Austausch und damit Chancen ggf. auch Erkenntnisfortschritt bzw. eine komplexe Beantwortung von Forschungsfragen verhindern. Angesichts eines in der Debatte bestehenden Bewusstseins für solche Risiken teile ich nicht Bedenken wie die von Hinz (2018) geäußerte Ansicht, dass in der DGS die Buntheit soziologischer Ansätze gefeiert würde.

Über die genannten Aspekte hinaus hätte eine Analyse, die sich dem Ausmaß der Pluralität der disziplinären Landschaft widmet, Einflussfaktoren zu berücksichtigen, die mit der Art des Wissenschaftsbetriebs und seiner Entwicklung, mit Machtverhältnissen, mit Distinktionsstrategien und mit Moden des Diskurses zu tun haben. Ein Beispiel dafür sind an Paradigmen orientierte Lehrkonventionen (Lohse 2017). Einen anderen Faktor hebt Osrecki (2018) hervor: Während es in Zeiten eines expandierenden Hochschulsystems möglich und geradezu funktional gewesen sei, non-konformistische und somit Pluralität befördernde Ansätze zu vertreten, sei in Zeiten eines zunehmenden Konkurrenzdrucks im Wissenschaftssystem eher eine Anlehnung an Mainstream-Paradigmen zu erwarten. Und Münch warnt vor »kurz-atmiger Forschung« (2018: 2) angesichts eines zunehmenden kurztaktigen Evaluationsdrucks in der Wissenschaft, die durchaus nicht unabhängig von bestimmten paradigmatischen Herangehensweisen zu denken ist. Natürlich sind dies nur angedeutete Beispiele für Rahmenbedingungen des Diskurses um die Pluralität oder Einheit von Paradigmen, deren eingehende Analyse selbst wiederum einer Reflexion der eingenommenen Perspektive bedürfte.

Wozu sollte die Soziologie also multiparadigmatisch verfasst sein? Es liegen erhebliche Chancen darin, komplexe Forschungsfragen durch plurale Zugänge in angemessener Weise zu erfassen. Diese Chancen entstehen durch eine

vitale Streitkultur mit fruchtbaren Kontroversen, die nicht in einen eingrenzenden, zugleich ausschließenden und gegen Kritik abriegelnden ›Theorieimperialismus‹ münden. Und sie entstehen dadurch, dass die mit Hilfe der Auseinandersetzung mit anderen Zugängen angeregte Reflexion der eigenen Grenzen ein produktives Potenzial entfaltet. Um diese Chancen jedoch umsetzen zu können, bedarf es eines Dialogs, einer – sachlich durchaus konfliktfreudigen – Verständigung zwischen verschiedenen Richtungen, für deren Realisierung zahlreiche Herausforderungen existieren.

Zunächst einmal ist schon eine Antwort auf die Frage, welche Paradigmen denn existieren, die potenziell in einen Dialog treten könnten, alles andere als trivial. Ein Blick auf verschiedene Klassifikationen zeigt, dass solche Antworten ganz unterschiedlich dimensioniert, differenziert und hierarchisiert ausfallen können, von beispielsweise zwei Superparadigmen akteurs- und systemorientierter Soziologie (Gabriel, Gratzl, Gruber 2014) bis zu einer Vielzahl nebeneinander stehender Ansätze mit unterschiedlich großer paradigmatischer Varianz. Wie könnten dann im zweiten Schritt Beziehungen zwischen Paradigmen aussehen? Kornmesser und Schurz (2014) etwa unterscheiden zwischen »Ignoranz«, »destruktiver Rivalität«, »konstruktiver Rivalität« und »Eklektizismus« (vgl. auch Kneer, Schroer 2013: 34 ff.).

Meinem Eindruck nach wandelt sich der Diskurs derzeit nach einer längeren Phase überwiegender Ignoranz oder gegenseitiger ›verächtlicher Gleichgültigkeit‹ in Teilen zu ebenfalls problematischen Alternativen: teilweise zu einer destruktiven Rivalität mit relativ pauschalen Abwertungen anderer Richtungen, teilweise zu profilorientierten Abgrenzungen mit Konsequenzen für die wissenschaftliche Gemeinschaft (wenn etwa die Zeitschrift *Soziale Welt* eine Neuausrichtung bekannt gibt und zu Beiträgen einlädt, die sich einem bestimmten Wissenschaftsverständnis verpflichtet fühlen) oder – im Falle zum Beispiel von Integration betonenden Mixed Methods – teilweise zu einem gewissen (ggf. Konflikte ausblendenden) Eklektizismus auf einer methodisch-methodologischen Ebene. Diese Optionen erscheinen mir nicht sonderlich erstrebenswert.

Wie könnte eine Verständigungsorientierung aussehen?

Vorschläge für eine konstruktive, kollegiale Rivalität gehen üblicherweise in zwei Richtungen, zum einen in die eines Theorienvergleichs, insbesondere solcher Ansätze, die nicht einer Paradigmenfamilie angehören, sondern auf unterschiedlichen Grundorientierungen fußen. Hondrich hat eine solche Theorienvergleichsdebatte bereits 1974 auf dem Soziologentag, wie er damals noch hieß, betrieben, woraus sich allerdings keine nachhaltige Dialogkultur etablierte (vgl. unter anderem Fischer 2014: 340 f.). Und Joachim Fischer beispielsweise hat einmal in einer Kooperation mit Kolleg/innen einen breiten Theorienvergleich am Beispiel eines spezifischen Themas durchgeführt, und zwar dem des Potsdamer Platzes als Ort der Moderne (Fischer, Makropoulos 2004).

Zum anderen gibt es Vorstöße zur Herstellung eines konzeptionellen Rahmens, beispielsweise bei Greshoff, Lindemann und Schimank (2007) in Anlehnung an Merton. Dabei gilt es unter anderem, gemeinsame begriffliche Angelpunkte sowie durchaus auch deren Grenzen auszuloten, ohne dass ein Ansatz den Maßstab für einen anderen darstellt. Münch (2018) spricht sich ebenfalls für eine Einheit in der Vielfalt als Mittelweg zwischen Einparadigmenherrschaft und Fragmentierung aus. Aus solchen Plädoyers folgen natürlich schwierige Unterfangen und Abgrenzungen; und auch das Ziel der Einheitswissenschaft mag möglicherweise im Gewand eines gemeinsamen konzeptionellen Rahmens daherkommen. Vielleicht bestehen ganz pragmatische Ansätze einer Verständigungsorientierung darin, sich mit anderen Richtungen konstruktiv auseinanderzusetzen, auch wenn man nicht bei jedem Forschungsvorhaben eng kooperiert. Dafür gibt es etwa auf der Ebene verschiedener Methodenstränge durchaus Beispiele guter Praxis – ich denke dabei etwa an das hier in Göttingen angesiedelte Methodenzentrum. Die Einsicht in die Begrenztheit des je eigenen Zugangs schützt dabei tendenziell davor, den jeweils anderen beispielsweise vorschnell Unwissenschaftlichkeit vorzuwerfen.

Somit gibt es für die Frage nach den zu schaffenden Voraussetzungen und dem *Wie* einer Verständigung zwischen Paradigmen, die auf gegenseitigen Respekt und konstruktiven Dialog ausgerichtet ist, ganz offensichtlich keine einfachen Lösungen. Das Ziel, Phänomene durch einen (im Kollektiv) multiperspektivischen Zugang in komplexer Weise erforschen zu können, indem man beispielsweise komplexe globale und lokale Dynamiken in ihren

Wechselbeziehungen erfasst und dabei von verschiedenen Perspektiven, Theorien und Methoden profitiert, muss deswegen nicht aufgegeben werden. Eine förderliche Bedingung scheint mir eine demokratisch organisierte Fachgesellschaft zu sein, die sich ausdrücklich zur Anerkennung ganz unterschiedlicher Perspektiven und Paradigmen bekennt und die damit dazu beiträgt, den Boden für Verständigungen zu bereiten. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie ist nach meinem Verständnis eine solche Fachgesellschaft. Und der Soziologiekongress stellt in diesem Rahmen eine wichtige Plattform dar, um miteinander ins Gespräch zu kommen und um – ganz konkret – vielleicht auch einmal an Veranstaltungen teilzunehmen, die gerade nicht nur die eigenen Arbeitsschwerpunkte und die »eigene« Community im engeren Sinne adressieren.

Literatur

- Anicker, F. 2017: Wie viel Toleranz verträgt die Soziologie? Eine kritische Anfrage an Johann August Schülein. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, 6. Jg., Heft 2, 216–227.
- Balog, A., Schülein, J.A. (Hg.) 2008: *Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft. Erkenntnisnotwendigkeit oder Übergangsstadium?* Wiesbaden: VS.
- Fischer, J. 2014: Multiparadigmatizität der Soziologie. Übersichten, Unterscheidungen, Ursachen und Umgangsformen. In S. Kornmesser, G. Schurz (Hg.), *Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften*. Wiesbaden: Springer VS, 337–370.
- Fischer, J., Makropoulos, M. (Hg.) 2004: *Potsdamer Platz. Soziologische Theorien zu einem Ort der Moderne*. München: Fink.
- Gabriel, M., Gratzl, N., Gruber, D. 2014: Zwischen akteurszentrierter und systemtheoretischer Soziologie. Eine Klassifikation der soziologischen Paradigmenstruktur. In S. Kornmesser, G. Schurz (Hg.), *Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften*. Wiesbaden: Springer VS, 305–335.
- Greshoff, R., Lindemann, G., Schimank, U. 2007: *Theorienvergleich und Theorienintegration – disziplingeschichtliche und methodische Überlegungen zur Entwicklung eines paradigmenvermittelnden »conceptual framework« für die Soziologie*. Oldenburg: Diskussionspapiere/Arbeitsgruppe Soziologische Theorie 1-2007.
- Hinz, T. 2018: »Die Akademie wird sich an ihren eigenen Zielen messen lassen«. Interview mit dem Vorsitzenden der Akademie für Soziologie. *soziologieblog*, 22. Mai 2018, <https://soziologieblog.hypothesen.org/11144>, letzter Aufruf 2. Oktober 2018.

- Kneer, G., Schroer, M. 2013: Soziologie als multiparadigmatische Wissenschaft. Eine Einleitung. In G. Kneer, M. Schroer (Hg.): Handbuch Soziologische Theorien. Wiesbaden: VS, 7–18.
- Kornmesser, S., Schurz, G. 2014: Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften. Einleitung und Übersicht. In S. Kornmesser, G. Schurz (Hg.), Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften. Wiesbaden: Springer VS, 11–46.
- Kuhn, T.S. 1976 [1962]: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, 2. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lohse, S., 2017: Die Multiparadigmatik der Soziologie als Erklärungsgegenstand einer integrierten Wissenschaftsforschung. Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 6. Jg., Heft 2, 237–246.
- Luhmann, N. 1981: Soziologische Aufklärung 3. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Münch, R. 2018: Editorial: Soziologie in der Identitätskrise. Zwischen totaler Fragmentierung und Einparadigmenherrschaft. Zeitschrift für Soziologie, 47. Jg., Heft 1, 1–6.
- Osrecki, F. 2018: Glücklich ist, wer vergisst. Wie man mit einer multiparadigmatischen Disziplin umgeht, ohne zu verzweifeln. Soziopolis, 27. Juni 2018, <https://soziopolis.de/verstehen/was-tut-die-wissenschaft/artikel/gluecklich-ist-wer-vergisst/>, letzter Aufruf 2. Oktober 2018.
- Reckwitz, A. 2005: Warum die ›Einheit‹ der Soziologie unmöglich ist: Die Dynamik theoretischer Differenzproduktion und die Selbsttransformation der Moderne. In U. Schimank, R. Greshoff (Hg.), Was erklärt die Soziologie? Methodologien, Modelle, Perspektiven. Münster: LIT, 65–77.
- Scheffer, T. 2017: Interview mit Prof. Dr. Thomas Scheffer – Für eine multiparadigmatische Soziologie in Forschung und Lehre. soziologieblog, 21. Dezember 2017, <https://soziologieblog.hypotheses.org/10920>, letzter Aufruf 2. Oktober 2018.
- Schüle, J.A. 2017: Multiparadigmatik – eine gefährliche Krankheit? Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 6. Jg., Heft 2, 189–215.

Krisenwissenschaft Soziologie – Wissenschaft in der Krise?

Birgit Blättel-Mink¹

Dass ich an diesem Ort, dem Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, und zu dieser Zeit der nicht einfachen soziologischen Selbstvergewisserung, einen Text zur Situation der Soziologie in Deutschland schreiben darf, sehe ich als Ehre, aber durchaus auch als Herausforderung an. Das Phänomen, dass eine nicht gerade kleine Gruppe von Soziolog*innen eine »Akademie für Soziologie« gründet und sich zur Aufgabe macht, die empirisch-analytische Soziologie in Lehre und Forschung zu fördern (siehe Akademie für Soziologie 2017b), und die damit zumindest implizit der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) unterstellt, dass sie das nicht tut, wirkt erstmal irritierend und hat, wie die Diskussionen zeigen, die soziologische Gemeinschaft in der Tat irritiert. Ich erinnere an die Debatten in der *Soziologie*, aber auch auf der Mitgliederversammlung der DGS auf dem Kongress in Göttingen. Liest man den Gründungsaufruf und die Grundsätze, scheint es den Mitgliedern der Akademie für Soziologie vor allem darum zu gehen, die Soziologie als Realwissenschaft zu verstehen und danach zu streben, die Wissenschaftlichkeit der Soziologie und ihre öffentliche Sichtbarkeit zu stärken.

»In einer Zeit, in der populistische Bewegungen und Vorstellungen einer nur »konstruierten« Wirklichkeit und »alternativer Fakten« an Boden gewinnen, ist es umso notwendiger, in der Tradition der wissenschaftlichen Aufklärung nach faktenbasierten, prüfbareren und dann auch praktisch verwertbaren Erkenntnissen zu streben.« (Akademie für Soziologie 2017a: 2)

1 Ich danke Thomas Scheffer, Sarah Luki Schmitz und Luigi Wenzl für die kritische Durchsicht des Textes und für ihre konstruktiven Kommentare.

Ob man allerdings als Soziolog*in »alternativen Fakten« mit »Fakten« begegnen kann, scheint mir zweifelhaft. Es entsteht vielmehr der Eindruck, dass jeder Versuch, »alternative Fakten« mit evidenzbasierten zu konfrontieren, weder in Deutschland noch andernorts, die erwünschten »praxisaufklärenden« Effekte zeitigt. Es kommt jedoch noch ein zweites Moment hinzu: Schreibt man sich damit nicht vielmehr in diesen Diskurs ein und rückt die Soziologie in die Sphäre einer Prüfungsinstanz? Sollte die Soziologie, als die Wissenschaft von Gesellschaft, von sozialem Handeln, von Interaktionen, sich nicht vielmehr bemühen, jene Prozesse und Diskurse und Begehren nach Populismus zu verstehen und ursächlich zu erklären? Eine gemeinsame Antwort auf diese Fragenkomplexe scheint der Soziologie gegenwärtig schwerzufallen. Die Ausgliederung hat ihren Anteil daran.

Die aktuelle Debatte im Nachgang der Gründung der Akademie für Soziologie ist, so wie ich sie überblicke, von unterschiedlichen Fragen- und Themenkomplexen gekennzeichnet, die ich hier nur in Ausschnitten darzustellen vermag: So werden Klagen über das »Repräsentationsproblem« durchaus zurecht angemerkt. Historisch gesehen waren Über- und Unterrepräsentanzen unterschiedlicher paradigmatischer Orientierungen von Kolleg*innen in der Komposition des Konzils und des Vorstands (Strübing 2017) immer schon kennzeichnend. Die Doppelmitgliedschaft einiger Kolleg*innen in Gremien der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und der Akademie für Soziologie provoziert Unverständnis bis hin zu Vertrauensverlusten. Dass die Akademie für Soziologie nach der Anerkennung als Fachgesellschaft durch die DFG nun wie die DGS eigene Kandidat*innen für das DFG Fachkollegium Sozialwissenschaften (Empirische Sozialforschung) vorschlägt, kann als vorläufiger Höhepunkt der Irritation betrachtet werden.

Inhaltlich werden multi- oder monoparadigmatische Gültigkeits- und Geltungsansprüche ins Feld geführt, die in der Debatte teilweise in einem »Methodenstreit« verdichtet, und damit nicht selten »abgedichtet« werden. In und durch diesen »Methodenstreit« werden klassische soziologische Grundlagenfragen über »Objektivität« und »Wertneutralität« wieder virulent. Ein zwingend notwendiger, »lagerübergreifender« Dialog scheint zum gegenwärtigen Stand nicht in Sicht.

Es rumort also in der deutschen Soziologie und die Linien im Sand scheinen gezogen. Ist die »Krisenwissenschaft« (siehe hierzu auch Niephaus 2018) Soziologie etwa selbst in der Krise? Und das in einer Zeit, in der Lagerbildungen in der Gesellschaft, die ökologische oder die Flüchtlingskrise,

um nur einige der Brennpunkte zu benennen, einer Wissenschaft bedürfen, die soziale Konflikte, sozialen Wandel, oder soziale Mechanismen der Herstellung von Ungleichheit in einzigartiger Weise verstehen und erklären kann. Oder, wie Hans-Peter Müller es sagt:

»Gerade weil die Soziologie im Zuge der Ausdifferenzierung und Spezialisierung den von ihr untersuchten Gesellschaften eine immer bessere Datengrundlage und -analyse auf sachlicher und solider Basis zu liefern mag, ist sie wie keine zweite Wissenschaft im Verein mit den anderen Disziplinen in der Lage, auch Orientierungswissen für die Gesellschaft in einer politisch gefährlich aufgeheizten Welt bereitzustellen.« (Müller 2018: 474)

Soziologisches Forschen und Lehren bereichert mich sehr und ich bin froh, diese Wissenschaft zur meinigen gemacht und das Privileg zu haben, mein Wissen und das Wissen der Kolleg*innen an Studierende weitergeben zu können und aus den Debatten mit ihnen und den Kolleg*innen Inspirationen für die weitere Forschung zu erhalten. Damit das so bleibt und das Unbehagen, das sich vieler Orts einstellt, überwunden werden kann, mache auch ich mir einige Gedanken zur aktuellen Verfasstheit der Soziologie und zu der Frage, wie es zu den aktuellen Zerreißproben kommen konnte und wie man in Zukunft wieder zu einer »Einheit in Vielfalt« kommen kann. Im Folgenden möchte ich deshalb versuchen, vor allem durch Rekurs auf eigene Erfahrungen, Eindrücke und Irritationen, Herausforderungen der letzten Jahre zu benennen, etwa die Bologna-Reform und die damit verknüpfte veränderte Reputationspraxis der Wissenschaft, und zu fragen, wie die Soziologie damit umgegangen ist. In der Hoffnung, dass sich am Ende ein klareres Bild ergibt und mit aller Vorsicht darüber nachgedacht werden kann, wie die Krisen der Gegenwart die Soziologie der Zukunft prägen können.

Soziologie und die »ernsten Spiele des Wettbewerbs«

Im Grunde bin ich sehr gerne Soziologin und immer noch sehr froh, dass ich diesen Studiengang gewählt und es bis zur Professur geschafft habe. Dennoch gab und gibt es immer wieder Irritationen, von denen ich im Folgenden einige benennen möchte. Beginnen möchte ich mit der für mich ernüchternden Erkenntnis, dass auch die Soziologie, die sich ja unter anderem mit den Mechanismen der Reproduktion sozialer Ungleichheit beschäftigt,

selbst nicht frei davon ist, in ihren eigenen Reihen Strukturen der Ungleichheit zu erzeugen. Zu denken ist hier an das Konzept »hegemonialer Männlichkeit« von Raewyn Connell und an Pierre Bourdieus Diktum von den »ernsten Spielen des Wettbewerbs« und von seiner auch für die Wissenschaft formulierten Diagnose des homosozialen Charakters sozialer Felder (Bourdieu 2005). Dass Frauen in der Soziologie über Jahrzehnte kaum vorkamen, belegen Monographien und Sammelbände,² auch wenn auf der quantitativen Ebene der Anteil von Professorinnen in den Sozialwissenschaften vergleichsweise hoch ist (siehe hierzu Mau, Huschka 2010). Die qualitative Seite lässt sich gut mit dem von Ulrike Vogel 2006 herausgegebenen Band »Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung« nachverfolgen. Auch ich selbst habe im Laufe meiner Zeit als Soziologin die Kehrseite der hegemonialen Männlichkeit, nämlich die von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp identifizierte »doppelte Vergesellschaftung« erfahren (siehe zum Beispiel Knapp 1990).

Das 1998 erschienene Sonderheft der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* zum Thema »Die Diagnosefähigkeit der Soziologie« (Friedrichs, Lepsius, Mayer 1998) belegt diese »ernsten Spiele« exemplarisch. Der Anteil der Autorinnen liegt bei 16,7 Prozent (N=3). Friedrichs, Lepsius und Mayer formulieren in ihrer Einleitung:

»Die Soziologie als Fachwissenschaft ist mit drei zentralen Erwartungen konfrontiert. Sie soll, erstens, wahrheitsfähige, d.h. prinzipiell empirisch überprüfbare Aussagen über soziale Tatbestände treffen. Sie soll, zweitens, gesellschaftliche Wirklichkeit aus deren objektiven Bedingungsbeziehungen erklären und in ihren subjektiven Handlungszusammenhängen verstehen. Und sie soll, drittens, zum Selbstverständnis und zur Orientierung gegenwärtiger Gesellschaften sowie ihrer wahrscheinlichen (oder gar wünschenswerten) Zukunft maßgeblich beitragen.« (ebd.: 9)

Letzteres steht im Fokus des Bandes. Lediglich Rosemarie Nave-Herz, die sich der »These über den Zerfall der Familie« widmet, Ute Gerhard und Ilona Ostner ist zugebraut geworden, diese Aufgabe leisten zu können. Gerhard und Ostner diskutieren die Chancen der Frauenbewegung und das Verhältnis von Feminismus und Soziologie. Gerhard moniert die Nichtbeachtung der feministischen Gesellschaftskritik in der Mainstream-Soziologie und Ostner prognostiziert, dass formale Gleichheit, wie sie die Frauenbewegung erstritten hat, immerzu neue Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis generiert. Beide Texte werden unter »Soziale Bewegungen« und nicht etwa

2 Vgl. unter anderem »Die Sternstunden der Soziologie« (Neckel et al. 2010).

unter »Die Ungleichheitsproblematik« eingeordnet. Dort werden Bildung, Erwerbsarbeit und sozialstruktureller Wandel thematisiert – von Männern. Beinahe zur gleichen Zeit erschien ein von Wolfgang Glatzer herausgegebener Sammelband »Ansichten der Gesellschaft. Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft« (1999). Anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften wurde vor allem auf die Geschichte der Soziologie in Frankfurt rekurriert – 2019 begehen wir 100 Jahre Soziologie an der Goethe-Universität. Der Herausgeber stellt unter anderem fest, dass in Frankfurt »Gesellschaft als Ganzes häufiger in den Blick genommen wird« (ebd: 11 f.). So stellen neben historischen Abrissen methodologische Fragen, Transformation, Globalisierung, Feminismus und Kultur Schwerpunkte des Buches dar. Von 32 Texten stammen neun von Frauen. Auch hier stellen Männer die Mehrheit, die mit den Themen »Wissenschaftsgeschichtliche Rückblicke« und »Objektivität, Reflexivität, Theorie« betraut werden. Da hier nicht der Ort und auch nicht Platz ist, um im Detail zu belegen, dass sich die akademische Soziologie in Deutschland als ein soziales Feld mit spezifischen Schließungsmechanismen darstellt, von denen einer das soziale Geschlecht ist, mögen diese beiden Beispiele genügen.

Soziologinnen haben mit der Gründung einer eigenen Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie reagiert. Versuche allerdings, dieses soziale Feld um eine Frauen- und Geschlechterperspektive zu erweitern, um nicht nur eine Nischenposition zu besetzen, waren mühsam und nicht immer von Erfolg gekrönt. Stellvertretend seien hier die Kooperationen der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung mit der Ungleichheitsforschung und der Industriesoziologie in den 1980er und 90er Jahren zu nennen. Dass die aktuelle Debatte um das Verhältnis von quantitativer und qualitativer Soziologie³ in geschlechtsspezifischer Hinsicht, zumindest auf den ersten Blick, als ausgewogen gelten kann, ist erfreulich. Inwieweit allerdings die »Ursachen« dieser Debatte ebenfalls in den »ernsten Spielen des Wettbewerbs« liegen, wäre eine Analyse wert.

3 Siehe hierzu die Beiträge in den Heften 3 und 4 (2018) der SOZIOLOGIE.

Soziologie als Disziplin der Vielfalt

Aktuell wird häufig reklamiert, dass die Soziologie als multiparadigmatische Wissenschaft zu verstehen sei.⁴ Damit ist gemeint, dass ganz unterschiedliche Zugänge zu gesellschaftlichen Phänomenen legitim nebeneinanderstehen. In Einführungsveranstaltungen sprechen wir gegenüber Studierenden hier gerne von notwendiger Ambiguitätstoleranz beim ersten Kennenlernen soziologischen Denkens, also von der Bereitschaft zu akzeptieren, dass man ein soziologisch interessantes Phänomen, wie zum Beispiel die Schwierigkeit in Deutschland systematisch auf einen nachhaltigen Konsum umzustellen, aus ganz unterschiedlichen theoretischen Perspektiven wie der Praxistheorie, der Strukturtheorie und/oder der Wissenssoziologie betrachtet werden kann und ganz unterschiedliche methodische Zugänge zum Feld zur Verfügung stehen.

Es sei mir erlaubt, dieses Thema anhand einiger biographischer Details zu elaborieren. Mein Studium der Soziologie auf Diplom habe ich Ende der siebziger Jahre an der Universität Mannheim aufgenommen. Damals waren in Mannheim auf der professoralen Ebene Hans Albert, Peter Flora, Max Kaase, Martin Irle, M. Rainer Lepsius, Walter Müller und Wolfgang Zapf tätig. In der Zeit meines Studiums wurden das Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen ZUMA und das Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung MZES gegründet – bis heute zentrale Einrichtungen der empirischen Sozialforschung. Der heutige Schwerpunkt auf quantitative Sozialforschung war zu meiner Zeit noch nicht das Aushängeschild der Mannheimer Soziologie. Meine theoretisch angelegte Diplomarbeit habe ich über Max Webers Verständnis gesellschaftlicher Rationalisierung geschrieben, betreut wurde sie von Helmut F. Spinner, Philosoph und Wissenschaftsforscher, der später für seinen an Paul Feyerabend angelehnten Entwurf einer integrierten Wissensforschung bekannt wurde. Soziologische Theorien wurden damals über zwei Semester auf Basis der zwei Bände der »Einführung in die Soziologischen Theorien« von Gabor Kiss (1972) gelehrt. Der erste Band beginnt mit Thomas Hobbes und endet mit den positivistischen Ansätzen von Auguste Comte und Herbert Spencer. Der zweite Band endet mit Niklas Luhmanns Umkehrung des Parsonschen

⁴ Siehe den Beitrag von Nicole Burzan zur Eröffnung des letzten Soziologiekongresses in Göttingen in diesem Heft.

Strukturfunktionalismus.⁵ Martin Irlé und seine Mitarbeiter*innen führten uns in die – eher experimentell arbeitende – Sozialpsychologie ein. Den Kritischen Rationalismus erlernte ich zu der Zeit bei Hans Albert. Sein damaliger Mitarbeiter, Axel Bühler, lehrte uns Logik und beschäftigte sich mit sozialdarwinistischen Ansätzen. Später war er Professor für Kunstphilosophie. Von Albert lernte ich das »kritische« im Rationalismus als soziologisches Zweifeln kennen – Fallibilismus statt Verifikationismus, dass »Ceteris Paribus«-Regeln notwendig sind für soziologisches Forschen und dass wir uns bemühen müssen, einen »infiniten Regress« zu vermeiden, also das interessierende Phänomen über Merkmale des Phänomens selbst zu erklären, wenn wir soziale Wirklichkeit (verstehend) erklären wollen.

Wolfgang Zapf führte uns an Differenzierungs- und Modernisierungstheorien heran, aber auch an die – vorrangig quantitative – empirische Sozialforschung. Bei Katrin Zapf belegte ich Seminare zur Stadtsoziologie, in denen wir auch standardisierte Befragungen in der Stadtgesellschaft durchführten. Es gab einen Kurs »VWL für Soziologen« und ich belegte ein Seminar zu Karl Marx, das damals von einem externen Lehrbeauftragten durchgeführt wurde. Der Name des Dozenten ist mir leider entfallen. Bei Spinner haben wir unter anderem ein Referat zu Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns gehalten – genauer zur »Sprechakttheorie«.

Die Promotion führte mich an die Universität Heidelberg. Wolfgang Schluchter und M. Rainer Lepsius betreuten meine Dissertation (»Innovation in der Wirtschaft«). Heidelberg, das war zu dieser Zeit die Soziologie Max Webers – obwohl auch sein Bruder Alfred in Heidelberg gelehrt hatte und seine wirtschaftswissenschaftlichen und kultursoziologischen Studien nicht nur die Fakultät für Volkswirtschaftslehre, sondern auch die Ethnologie in Heidelberg beeinflusst haben. Jedenfalls wurden in Heidelberg Talcott Parsons, Niklas Luhmann oder Jürgen Habermas gelesen um zu prüfen, in welcher Weise sie sich mit Max Webers Soziologie auseinandergesetzt haben. Es gab Lektürekurse, in denen gemeinsam Monographien gelesen wurden. Soweit ich mich erinnere, hat Hans-Peter Müller, wissenschaftlicher Assistent von Lepsius in dieser Zeit, Pierre Bourdieu »Feine Unterschiede« und Anthony Giddens' »Theorie der Strukturierung« mit den Studierenden gelesen. Ich selbst habe »mikrosoziologische« Themen angeboten: Sozialisation im Erwachsenenalter, moralische und berufliche Sozialisation, und – gemeinsam mit Lepsius – »Familiensoziologie«.

5 Der, wie ich finde, sehr gelungene Überblick über Soziologische Theorien von Hartmut Rosa, David Strecker und Andrea Kottmann (2007) beginnt »erst« mit Karl Marx.

Die Soziologie von Lepsius, der mich hauptsächlich betreut hat, war schwer zu erlernen, und als Doktorandin war es nicht einfach, an sie anzuknüpfen. Die ersten zwei Jahre in Heidelberg verbrachte ich damit, mich mit ihm auf eine adäquate Herangehensweise in meiner Dissertation, welche sich der Innovationstheorie von Joseph A. Schumpeter widmete, zu einigen – nicht empirisch sollte ich arbeiten, aber auch nicht rein konzeptionell, also sekundäranalytisch? Ich danke Hans-Georg Soeffner dafür, dass er Lepsius mit den Worten zitiert hat: »Soziologie steht in einem dauernden Spannungsverhältnis zur eigenen Alltagswahrnehmung und zu verinnerlichten Wertüberzeugungen: Man muss sich sozusagen persönlich revidieren.« (vers. Autoren 2013: 125) Vielleicht hätte ich besser über Lepsius' innovative Leistungen in der Soziologie schreiben sollen – empirisch?

Es sollte bisher deutlich geworden sein, dass man die Soziologie in dieser Zeit auch in Mannheim und trotz des Heidelberger Fokus auf Max Weber, als eine Wissenschaft kennenlernen konnte, die breit aufgestellt, ja in der Tat multiparadigmatisch ist, die sich einerseits am Szientismus der Naturwissenschaften abarbeitet, andererseits aber weiß, dass soziale Wirklichkeit nicht eins zu eins abgebildet und erklärt werden kann, und die werturteilsfrei sein will, aber erkennen muss; dass zumindest der Begründungszusammenhang nur schwer von der Person des Forschers/der Forscherin zu entkoppeln ist; dass es keine Supertheorie geben kann; dass aber die dringende Herausforderung besteht, das Verhältnis von Handlung und Struktur konzeptionell zu fassen und empirisch zu untersuchen.

Nichtsdestotrotz bilden sich an den Universitäten spezifische Denkschulen heraus, gelten uns Köln und Mannheim heute als Hochburgen quantitativer Sozialforschung, Bielefeld als Kaderschmiede der Systemtheorie und Frankfurt als Institut mit »Kritischer« Vergangenheit. Dass diese Zuschreibungen nicht in Gänze zutreffen, weiß ich auch und vor allem als Mitglied der Frankfurter Universität. Auch wenn viele Studierende als Motiv, in Frankfurt zu studieren, die Tradition der Frankfurter Schule der Kritischen Theorie angeben, so finden sie vor Ort recht wenig davon wieder. Die Personalentscheidungen der letzten Jahre haben uns zu einem in Sachen »quali« und » quanti« recht ausgeglichenen Institut gemacht, in dem aber Konflikte über die zukünftige Ausrichtung vor allem von Theoriestellen schwelen, wo eine Professur aufgrund misslungener Diskurse zum zweiten Mal ausgeschrieben werden musste und wo mal die eine und mal die andere Seite den Eindruck hat, benachteiligt zu werden. Lassen wir noch einmal Hans-Peter Müller zu Wort kommen:

»Die Realität [der Soziologie; BBM] indes sieht anders aus: Nicht Einheit, sondern Vielfalt an Themen, Problemen, Theorien, Methoden und Analysen zeichnen diese Wissenschaft aus. Die Einheit, so die paradox anmutende These, gibt es nur in der Vielfalt. Aber diese Vielfalt beinhaltet nicht etwa Harmonie, sondern verheißt ewigen Streit.« (Müller 2018: 462)

Brüche und Friktionen, oder: Vom Umgang der Soziologie mit externen Irritationen

Dies gesagt, möchte ich im Folgenden einige Ereignisse untersuchen, die aus meiner Sicht die Soziologie der letzten Jahre in die Situation gebracht haben, in der sie sich heute befindet: in der Gefahr nämlich, statt sich den vielfältigen aktuellen Problemen, ja: Krisen, im nationalen wie globalen Zusammenhang kontinuierlich zu widmen, sich in internen Debatten, ja: Spaltungsdiskursen, aufzureiben. Auch hier möchte ich biographische Erfahrungen zum Ausgangspunkt nehmen, die im Zusammenhang dreier Strukturphänomene – den Bologna-Reformen stehen, der »Vermessung« und der »Vielfachkrise«.

Die *Bologna-Reform* erreichte mich in meiner Habilitationsphase an der Universität Stuttgart. Die Treiber der Einführung der konsekutiven Studiengänge in den Sozialwissenschaften waren dort die Politikwissenschaftler*innen. Trotz zahlreicher Berichte von Studierenden und Lehrenden, wonach in den USA Studiengangsentwicklung in Orientierung am deutschen Diplom in Erwägung gezogen wurde, und obwohl wir gerade einen innovativen und (gemessen an den Leistungen der Studierenden und den Übergängen in den Arbeitsmarkt der Absolvent*innen) sehr erfolgreichen dualen und bilingualen Studiengang mit der Universität Bordeaux implementiert hatten, setzten sich die Politikwissenschaftler*innen durch. In Stuttgart wurden die neuen Bachelor- und Masterstudiengänge vergleichsweise früh implementiert. Ähnlich war es in Frankfurt, wo sich infolge der – innerhalb der Disziplin vermutlich durchaus begründeten – Initiative der Politikwissenschaftler*innen die beiden Fächer Soziologie und Politologie entkoppelten und sowohl institutionell als auch studiengangspezifisch ausdifferenzierten. Dabei gingen tendenziell überdisziplinäre Perspektiven auf die Grundlagen der Sozialwissenschaften verloren. Isabel Steinhardt (2015) hat zu diesem Thema und am Beispiel der Politikwissenschaft ihre Dissertation in Frankfurt geschrieben.

Zentrales Ergebnis ist, dass weniger die Qualität der Lehre Motiv der Treiber*innen der Reformen gewesen ist, sondern vielmehr das Streben nach der Stärkung der eigenen Forschung.

Wie lässt sich verstehen, dass sich die soziologische Gemeinschaft nicht kräftiger dagegen gewehrt hat? Wie lässt sich verstehen, dass eine akademische Gemeinschaft, die – zumindest ist das meine Wahrnehmung – mehrheitlich gegen die vorschnelle Einführung der konsekutiven Studiengänge war, unter anderem wegen der damit verknüpften Änderung der Ausrichtung von Lehre (zum Beispiel Messung von Kompetenzen; Ausbildung statt Bildung), sich nicht ähnlich verhalten hat wie die Philosophie oder die Rechtswissenschaften? Hier möchte ich auf Heinrich Popitz' berühmten Aufsatz »Prozesse der Machtbildung« (siehe »Sternstunden der Soziologie«) hinweisen. Dort stellt er unter anderem am Beispiel einer begrenzten Menge an Liegestühlen auf einem Passagierschiff dar, wie sich unterschiedliche Privilegien von Teilgruppen bilden und die Privilegierteren der beiden »Klassen« exklusive Verfügungsgewalt über die dauerhafte Nutzung der Liegestühle erhielten. Mehrheitsverhältnisse allein, so Popitz, gaben hierfür nicht vorrangig den Ausschlag. Auf den Schiffen setzte sich vielmehr der Anspruch einer Minderheit durch. Die »Herrschenden« konnten Kraft ihrer größeren Organisationsfähigkeit und solidarischer Binnenbeziehungen etwaige Angriffe auf die Verfügungsgewalt abwehren und die zunächst willkürliche Usurpation knapper Ressourcen als legitim erscheinen lassen, sie auf Dauer stellen. Die Klasse der Benachteiligten schaffte es nicht, sich zu organisieren, wohl weil ihnen der Status quo ante ganz erträglich war, vielleicht aber auch weil ihnen die Fähigkeit zur Solidarität nicht gegeben war.

Jüngst hat Andrea Maurer in ihrem Vortrag auf dem Soziologie-Kongress in Göttingen den Bologna-Prozess nachdrücklich als eine externe Störung der Soziologie gekennzeichnet. Sie hob dabei vor allem die damit veränderten Leistungsbewertungskriterien hervor, die das Reputationssystem der Soziologie nachdrücklich verändert haben. Womit wir bei meinem zweiten Punkt: der *Vermessung* wären. Anfang der neunziger Jahre war ich für ein Jahr an einem neu eingerichteten Forschungsinstitut am University College Cork in Irland tätig. Das Forschungsinstitut widmete sich ausschließlich der europäisch vergleichenden Forschung und die Mittel stammten in Gänze von der Europäischen Union. Ich sollte dort ein Projekt zu »Distant Learning« koordinieren, das ich nicht selbst beantragt, sondern vor Ort übernommen hatte. Nach einiger Zeit stellte sich heraus, dass es in Irland bis dato keine Einrichtungen gab, die »Distant Learning« betrieben. Da war also

ein Forschungsprojekt beantragt und bewilligt worden, ohne dass die Relevanz für die beteiligten Länder nachgewiesen wurde. Entsprechend landeten die Ergebnisse des Projektes in den Schubladen der EU-Kommission, was nichts daran geändert hat, dass das Institut auch weiterhin erfolgreich in der Akquise von Drittmitteln war – unter anderem erhielt ich selbst ein Stipendium der EU zur Innovationsforschung – und einige Wissenschaftler*innen sich international profilieren konnten. Dieses Phänomen: Forschung um der Finanzierung von Stellen, um der Profilierung in der Community und weniger um der Sache willen, begleitet die Drittmittel-Ausrichtung der letzten zwanzig Jahre. Auch wenn die DGS sich den Rankings gegenüber kritisch verhält und in der Community die zunehmende Leistungsvermessung kritisch analysiert wird (vgl. zum Beispiel Vormbusch 2012; Mau 2017), scheinen Teile der Soziologie durchaus affiziert von der Idee und den Möglichkeiten einer umfassenden Vermessung der Leistungsfähigkeit ihrer eigenen Disziplin.

Das »zweite Buch«, welches neben der Juniorprofessur über Jahrzehnte die Habilitationsäquivalenz in der Soziologie belegte, weicht zunehmend Beiträgen in internationalen A-Journals des Faches. Damit werden vor allem die jungen Kolleg*innen angehalten, sich internationale Netzwerke aufzubauen, die ihnen Forschungsstellen vermitteln und den Weg hin zu derartigen Publikationen erleichtern. Die Umstellung auf andere Veröffentlichungsformate, der (qualifikations- bzw. berufsrelevante) Druck, Ergebnisse der theoretischen und/oder empirischen Forschung international in A-Journals unterzubringen, und der zu beobachtende K(r)ampf, für den eigenen Erhalt der wissenschaftlichen Position zugleich noch Drittmittel-Projekte an Land zu ziehen, hat dann auch die sachlichen Grundlagen einer Bewertung von Kolleg*innen beispielsweise in Berufungsverfahren (aber nicht nur dort) verschoben. Ich erinnere mich an eine Berufungskommission der Stadtsoziologie-Professur um das Jahr 2000 herum hier in Frankfurt. In der Erstsortierung von potenziellen Kandidat*innen für die Schriftenanforderung und die Einladung zum Berufungsvortrag wurden der h-Index und die eingeworbenen Drittmittel einbezogen. Dadurch ging uns diese Professur letztlich verloren, weil selbst hoch angesehene und sachlich eindeutig geeignete Bewerber*innen aufgrund ihres Publikationsverhaltens und ihrer Drittmittelakquise im wahrsten Sinne des Wortes »zerrechnet« worden sind.

Ich stelle also fest, dass die strukturellen Veränderungen – Drittmittel-Orientierung, Verschiebung der sachlichen Grundlagen der Bewertung wis-

senschaftlichen Arbeitens und ihrer Wissenschaftler*innen – die bereits bestehenden Risse im Gefüge des Binnenverhältnisses der Soziologie nochmals vertieft haben.

Das führt mich nun zum dritten Punkt: der *Vielfach-Krise*. Die Zeit meiner Habilitation war, neben meiner Tätigkeit als Assistentin von Ortwin Renn an der Universität, geprägt durch meine Kooptation an der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Stuttgart. Die kritische, im Sinne einer problembezogenen, reflexiven Soziologie, die ich bisher vor allem im Rahmen der Forschung zu geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung betrieben habe, wurde hier auf das Verhältnis von Natur und Gesellschaft ausgeweitet.⁶

Wie bereits oben angedeutet, wurden und werden in den letzten Jahren neben ökologischen weitere Krisen virulent, die Alex Demirović und Andrea Maihofer bewogen haben, von einer Vielfach-Krise zu sprechen. »Unter dem Begriff der multiplen Krise verstehen wir dabei eine historisch-spezifische Konstellation verschiedener sich wechselseitig beeinflussender und zusammenhängender Krisenprozesse im neoliberalen Finanzmarktkapitalismus.« (Demirović, Maihofer 2011: 13) Demirović und Maihofer nennen neben der ökonomischen Krise diejenige der Demokratie, der Parteien, des Klimas, der Energie, der Bildung sowie die Krise der Geschlechterverhältnisse und betrachten sie als interdependent.

Dass die Soziologie spezifische Kompetenzen der Produktion von Wissen zum Verständnis von gesellschaftlichen Problemlagen hat, steht außer Frage, inwieweit dieses Wissen auch tatsächlich gesellschaftliche Problemlösungskapazitäten stärkt, hat etwas mit der Bereitschaft der Community zu tun, neben »Systemwissen« über Gesellschaft auch Orientierungs- und Problemlösungswissen zu generieren. Bereits 1982 fordert Werner Sewing die wissenschaftliche Gemeinschaft auf dem Soziologentag in dieser Sache heraus:

»Angesichts der ökonomischen, ökologischen und sozialen Krisensymptome des Industrialismus müsste besonders die ›Krisenwissenschaft‹ Soziologie zu Deutungsangeboten herausgefordert sein. Das Gegenteil ist der Fall. Gesellschaftliche Problemlagen und soziologische Theoriediskussion driften auseinander. Sowohl die neue ›Wende‹ zu den ›Selbstheilungskräften des Marktes‹ als auch die radikale Wachstumskritik der neuen sozialen Bewegungen machen die bereits länger zu beobachtenden Legitimationsprobleme der ›administrativen Hilfswissenschaft‹ (Gehlen) sichtbar. Die Soziologie droht ins Abseits zu geraten.« (Sewing 1983: 385)

⁶ Thema meiner Habilitation war das Verhältnis von Wirtschaft und Umweltschutz.

Ganz aktuell haben Thomas Scheffer und Robert Schmidt auf dem Soziologiekongress in Göttingen dieses Problem angesprochen und argumentiert, dass soziologische Beiträge zur Lösung »existenzieller Probleme« weniger in soziologieinternen Debatten als vielmehr in transdisziplinären Kontexten, wie etwa der Klimaforschung oder der Architektur, zur Anwendung kommen.

Ein vorläufiges Fazit

Das Forschungsfeld der Soziologie ist die Gesellschaft und diese sieht sich aktuell mit vielfältigen Krisen konfrontiert. Um Lösungen für diese Krisen entwickeln zu können, benötigt sie das spezifische Wissen der Soziologie. Nicht zuletzt aufgrund ihrer zunehmenden Ausdifferenzierung verfügt die Soziologie über das Potenzial, neben Systemwissen auch Orientierungs- und Problemlösungswissen zu generieren. Sie tut dies bis dato aber nicht in hinreichender Weise gemeinschaftlich. Eine mögliche Erklärung dafür ist die Empfänglichkeit, von nicht geringen Teilen der Community und in je unterschiedlichen Zusammensetzungen, für die »ernsten Spiele des Wettbewerbs«. Nicht nur im Sinne eines männlich konnotierten Feldes akademischer soziologischer Praxis, sondern auch hinsichtlich der Art und Weise des Umgangs mit den Herausforderungen von Bologna und dem damit einhergehenden Wandel des Reputationssystems. Die Soziologie, die sich in herausragender Weise mit sozialen Dynamiken auseinandergesetzt hat, scheint mit dem Wandel im eigenen Feld nicht besonders effektiv umgehen zu können. Dass sich dies in der Zukunft ändern kann, und das ist die optimistische Botschaft meines Beitrags, verbirgt sich wiederum in den Spezifika unserer Disziplin, der Fähigkeit nämlich, die Komplexität der sozialen Wirklichkeit anzuerkennen und nach Wegen zu suchen, sich dieser, wenn auch in streitbarer »Einheit durch Vielfalt« zu nähern.

Literatur

- Akademie für Soziologie 2017a: Aufruf zur Gründung einer »Akademie für Soziologie«. https://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2018/04/Gr%C3%B4ndungsaufwurf_final-ohne-Namen.pdf, letzter Aufruf 12. November 2018.
- Akademie für Soziologie 2017b: Grundsätze empirisch-analytischer Soziologie, <http://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2017/11/Grundsätze-der-Akademie.pdf>, letzter Aufruf 12. November 2018.
- Bourdieu, P. 2005 [1998]: Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Demirović, A., Maihofer, A. 2013: Vielfachkrise und die Krise der Geschlechterverhältnisse. In H.M. Nickel, A. Heilmann (Hg.), *Krise, Kritik, Allianzen. Arbeits- und geschlechtersoziologische Perspektiven*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 30–49.
- Friedrichs, J., Lepsius, M.R., Mayer, K.U. (Hg.) 1998: Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Sonderheft 38. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Glatzer, W. 1999: Ansichten der Gesellschaft. *Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kiss, G. 1972: Einführung in die soziologischen Theorien. 2 Bände. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Knapp, G.A. 1990: Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen. In E.-H. Hoff (Hg.), *Die doppelte Sozialisation Erwachsener*. München: DJI-Verlag, 17–52.
- Mau, S. 2017: Das metrische Wir. Über die Vermessung des Sozialen. Berlin: Suhrkamp.
- Mau, S., Huschka, D. 2010: Die Sozialstruktur der Soziologie. Professorenschaft in Deutschland. WZB-Discussion Paper. Berlin: WZB.
- Müller, H.-P. 2018: Soziologie und ihre Forschungsgestalt. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 4, 462–476.
- Neckel, S., Mijic, A., von Scheve, Chr., Titton, M. 2010: Sternstunden der Soziologie: Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens. Frankfurt am Main: Campus.
- Niephaus, Y. 2018: Eine Feldtheorie sozialer Ungleichheiten und die Ungleichheitsforschung als Mittel der Gesellschaftsanalyse. *Westend, Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 15. Jg., Heft 2, 165–174.
- Rosa, H., Strecker, D., Kottmann, A. 2007: *Soziologische Theorien*. Konstanz, München: UVK.
- Sewing W. 1983: Soziologie als Krisenwissenschaft? In F. Heckmann, P. Winter (Hg.), 21. *Deutscher Soziologentag 1982*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 385–388.
- Steinhardt, I. 2015: *Lehre stärkt Forschung. Studiengangsentwicklung durch ProfessorInnen im Handlungsfeld Universität*. Wiesbaden: Springer VS.

- Strübing, J. 2017: Organisation und Repräsentation. SozBlog. Blog der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. <http://blog.soziologie.de/2017/12/organisation-und-repraesentation/>, letzter Aufruf 12. November 2018.
- vers. Autoren 2013: Ein Satz für M. Rainer Lepsius zum 85. Geburtstag. *Soziologie*, 42. Jg., Heft 2, 123–125.
- Vogel, A. (Hg.) 2006: Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität. Wiesbaden: VS.
- Vormbusch, U. 2012: Die Herrschaft der Zahlen. Zur Kalkulation des Sozialen in der kapitalistischen Moderne. *Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie*, Band 15. Frankfurt am Main: Campus.

Der blinde Fleck der Soziologie

Das Leben wird besser, doch niemand spricht darüber

Martin Schröder

Was ist das Problem?

Jede Disziplin hat ihre *déformation professionnelle*. Ökonomen wird Marktenthusiasmus nachgesagt, Soziologen eine besonders kritische Sicht auf gesellschaftliche Verhältnisse (Zima 2010: 18). Sei es Webers Diagnose eines Kapitalismus als stahlhartes Gehäuse (Weber 1995: 354), Durkheims Sorge vor moralischer Desintegration (Durkheim 1999: 21) oder Marx Beschreibung kapitalistischer Ausbeutung (Marx 1966: 280), die Soziologie ist seit ihren Anfängen eine »Krisenwissenschaft«. Auch in der kontemporären Soziologie dominieren Krisendiagnosen: »Gesellschaft wird als chaotische, unübersichtliche, inkonsistente, desorientierte Gesellschaft apostrophiert – in wenigen Belangen sind sich Soziologinnen und Soziologen so einig« (Prisching 2018: 16; vgl. ebenso Preunkert 2011: 432).

Für prominente Soziologen wie Zygmunt Bauman ist Fortschritt gar eine »Bedrohung durch unablässige, unausweichliche Veränderung, die statt Ruhe und Frieden nichts als Dauerkrisen und Anspannung verheißt und uns keine Pause gönnt« (Bauman 2008: 20). Gesellschaftswissenschaftler wie John Gray halten den Glauben an Fortschritt gar für einen gefährlichen, quasi-religiösen Kult, der die Menschheit daran hindert, ihre katastrophale Lage wahrzunehmen (Gray 2004: 17). Doch ist Fortschrittsskepsis nicht auch eine Stärke der Gesellschaftswissenschaften? Sollten Soziologinnen und Soziologen nicht auf Fehlentwicklungen hinweisen?

Regelmäßig frage ich meine Studierenden: Wievielmals mehr Einkommen hat ein Deutscher, der es in die reichsten 10 Prozent der Gesellschaft schafft, gegenüber einem Deutschen, der noch knapp in den untersten 10 Prozent ist? Einige vermuten, jemand am 90. Perzentil habe 50-mal mehr als jemand am 10. Perzentil, andere gehen sogar vom 100-, 200- oder 400-fachen aus. In Wirklichkeit hat nach den letzten Daten der Luxembourg Income Study ein Deutscher am 90. Perzentil 3,74-mal so viel Nettoeinkommen wie einer am 10. Perzentil. Doch fast ausnahmslos schätzen Studierende die Ungleichheit weitaus höher ein, als sie tatsächlich ist.

Mit ihrer zu pessimistischen Einschätzung sozialer Probleme sind meine Studenten nicht alleine. Laut einer von Oxfam¹ in Auftrag gegebenen Umfrage gehen 92% aller Deutschen davon aus, dass die weltweite Armut gleichgeblieben oder angestiegen ist (Lampert, Papadongonas 2016). Tatsächlich lebte selbst vor 16 Jahren noch über ein Viertel der Menschheit in absoluter Armut, während es heute noch circa 10% sind (Cruz et al. 2015: 2; Worldbank 2018). Selbst Oxfam, eine NGO, die Menschen für weltweite Armut sensibilisiert, zeigte sich in einer Presseerklärung verwundert, dass so wenigen dieser rapide Rückgang der weltweiten Armut bewusst ist.

Nicht nur in dieser Hinsicht wird das Leben besser. Zuletzt gab es 2016 laut UCDP-Daten 103.000 Kriegstote. Das sind 103.000 Tote zu viel. Doch wem ist klar, dass es Anfang der 1950er-Jahre jährlich circa 5-mal so viele Kriegstote gab, Anfang der 70er Jahre noch circa 3-mal so viele und in den 80er Jahren jährlich mehr als doppelt so viele (PRIO/UCDP Datenbank)? Aufgrund der gleichzeitig gestiegenen Weltbevölkerung ist es heute weltweit um 90% unwahrscheinlicher, in kriegerischen Handlungen umzukommen als noch 1950. Doch wer macht auf diese dramatischen Verbesserungen aufmerksam?

Bezogen auf Deutschland gibt es denselben Widerspruch zwischen einer weitgehend positiven Realität und deren dramatisierter Wahrnehmung. Wem ist klar, dass es in den 70er und 80er Jahren mehr deutsche Terrortote gab als seit 2001 (Global Terrorism Database 2018)? Wer ist sich bewusst, dass die Wahrscheinlichkeit, innerhalb eines Jahres Terroropfer zu werden, selbst im vermeintlichen »Jahr des Terrors« 2016 nur 0,00003171% betrug (bei 26 Terroropfern und 82 Millionen Deutschen)?

1 www.oxfam.de/presse/pressemitteilungen/2016-09-22-99-prozent-deutschen-unterschaetzen-erfolge-armutsbekaempfung, letzter Aufruf 4. Oktober 2018.

Die gesellschaftliche Realität wird in vielerlei Hinsicht besser. Doch der soziologische Diskurs spiegelt dies nicht. Dabei geht es nicht darum, zu beschönigen. Probleme wie Klimawandel, Artensterben oder zunehmende Ungleichheit müssen klar benannt werden. Doch wenn die gesellschaftliche Wahrnehmung der Realität negativer als die Daten ist, mit denen man diese Realität messen kann, dann spricht einiges dafür, dass die Wissenschaft von der Gesellschaft ein zu negatives Bild ihres Untersuchungsgegenstands reproduziert.

Dieser negative Blick auf die Realität ist, wie schon angedeutet, kein neues Phänomen. Angefangen mit Schopenhauer, der meinte, wäre die Welt »noch ein wenig schlechter, so könnte sie schon nicht mehr bestehen« (Schopenhauer 2008: 757), über Marx' unvermeidliche Verarmung der Arbeiterklasse (Marx, Engels 1848: 7, 18), bis hin zu Oswald Spenglers (1919: 136) Untergang des Abendlandes, zieht sich eine kulturpessimistische Sichtweise durch den soziologischen Diskurs. Doch immer wieder stand dieser historisch pessimistische Diskurs im Gegensatz zur realen Entwicklung.

In den 1960er Jahren wurden Sorgen vor Vereinsamung, Egoismus, kurz: einem Rückgang von Sozialkapital virulent (Bell 1960: 21 f.; Putnam 2000). Seitdem ist die Anzahl der Deutschen in Sportvereinen um das Fünffache angestiegen, die Vereinsdichte hat sich vervierfacht, laut SOEP-Daten engagieren sich immer mehr Menschen ehrenamtlich und laut ALLBUS-Daten haben Menschen einander noch nie so stark vertraut (Rahlf 2015).

In den 1980er Jahren beschrieb Ulrich Beck, wie »sich dem unmittelbaren menschlichen Wahrnehmungsvermögen vollständig entziehende Radioaktivität, aber auch Schad- und Giftstoffe in Luft, Wasser, Nahrungsmitteln [...] systematisch bedingte, oft irreversible Schädigungen frei[setzen]« (Beck 1986: 29). Seitdem hat sich das Waldsterben als Fehlprognose entpuppt, Todesfälle durch Feinstaubbelastung haben sich halbiert und in entwickelten Ländern hat sich ein 160 Jahre andauernder Trend fortgesetzt, bei dem die Lebenserwartung pro Jahr um circa 3 Monate ansteigt (Oeppen, Vaupel 2002; Health Effects Institute 2018).

Noch in den 1990er Jahren konnte man bei Zygmunt Bauman nachlesen: »[d]ie Lage des größeren Teils der heutigen Menschheit, [...] ist nicht nur relativ schlecht, sondern verschlimmert sich rasch und daher spürbar« (Bauman 1999: 111). Doch 20 Jahre vor dieser Aussage betrug der Anteil der Menschheit in extremer Armut über 40%. Als Baumans Publikation erschien, lag der Anteil an Menschen in extremer Armut bei 30%, mittlerweile liegt er bei den angesprochenen 10% (Worldbank 2018; Cruz et al. 2015).

In den ersten Jahren des neuen Jahrtausends beschwor Bauman »die erschreckende Vorstellung einer fremdbestimmten, glück- und schutzlosen Bevölkerung, die Mächten gegenübersteht, die sie weder kontrollieren noch ganz verstehen kann, und von denen sie überwältigt zu werden droht« (Bauman 2008: 15). Währenddessen halbierte sich in Deutschland die Selbstmordrate gegenüber den 1980er Jahren (Destatis 2018a) und laut SOEP-Daten lag und liegt die durchschnittliche Lebenszufriedenheit stabil bei 7 von 10 möglichen Punkten, wobei mittlerweile nur noch 7% aller Deutschen ihre Lebenszufriedenheit überhaupt in der unteren Hälfte der Skala verorten, wie in den meisten anderen entwickelten Ländern auch.

Hartmut Rosa erregte 2005 mit seiner Diagnose einer zeitgestressten Gesellschaft Aufmerksamkeit. Diese »zwingt Subjekte, Organisationen und Regierungen zu einer reaktiven Situativität anstelle einer gestaltenden Führung individuellen und kollektiven Lebens« (Rosa 2014: 453). Dabei werden Menschen heute angeblich »durch weitgehend unsichtbare, entpolitisierte, nicht diskutierte, untertheoretisierte und nicht artikuliert Zeitregime rigoros reguliert, beherrscht und unterdrückt« und erfahren ihr »individuelles und politisches Leben als flüchtig und richtungslos, also als Zustand rasenden Stillstands« (Rosa 2013: 65, 8). Doch innerhalb der letzten 30 Jahre verdoppelte sich die Zeit, die Väter durchschnittlich mit ihren Kindern verbringen, während Mütter heute im Schnitt circa 50% mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen als Mitte der 1980er Jahre.

Warnungen vor »Armut in einem reichen Land« (Butterwegge 2016), der »Abstiegsgesellschaft« (Nachtwey 2016) und dem drohenden Zusammenbruch des Kapitalismus (Streeck 2014) gehören zum soziologischen Standarddiskurs. Doch wieso bezeichnen dann laut der letzten ALLBUS-Daten weniger als 10% der Deutschen ihre wirtschaftliche Situation als schlecht oder sehr schlecht? Und warum sehen sich nur 2% der Deutschen in den untersten 20% der Einkommensverteilung, während zuletzt 63% aller Deutschen meinten, sie erhalten »ihren gerechten Anteil an den angenehmen Dingen des Lebens« oder sogar noch mehr?

Zeitdiagnostiker sehen sich »oft in der Rolle des Propheten, dem nicht geglaubt wird« (Prisching 2018: 155). Doch dies hat vielleicht weniger damit zu tun, dass die einfache Bevölkerung die Weisheit der jeweiligen Diagnosen nicht versteht, sondern eher mit einer tatsächlichen Entwicklung, die nach allen messbaren Daten weniger apokalyptisch ist als die Zeitdiagnosen, die sie begleiten. Doch wieso weigert sich die Realität beharrlich, den pessimistischen gesellschaftswissenschaftlichen Zeitdiagnosen zu folgen? Und wie

kann es sein, dass gesellschaftliche Zeitdiagnosen sich in ihrem Pessimismus ebenso beharrlich weigern, positiven Entwicklungen Tribut zu zollen?

Außerhalb der Soziologie gibt es ja durchaus Wissenschaftler, die auf Verbesserungen aufmerksam machen. Der Psychologe Steven Pinker (2011; 2018) zeigt, wie Gewalt in fast jeder Form zurückgeht und Lebensqualität in fast jeder Hinsicht ansteigt. Die Gapminder Stiftung des verstorbenen schwedischen Arztes Hans Rosling (Rosling, Rosling Rönnlund, Rosling 2018) dokumentiert, wie Menschen weltweite Entwicklungen in fast jeder Hinsicht negativer beurteilen, als die dahinterstehenden Daten erklären können. Webseiten wie ourworldindata.org von Max Roser bieten mittlerweile umfangreiche Datensammlungen zu fast allen Aspekten von Lebensqualität. Doch wieso sind diese Forscher nicht Teil des soziologischen Mainstreams, sondern bestenfalls an dessen Rändern zu finden?

Warum gibt es das Problem?

Vier Gründe scheinen mir zu erklären, warum gerade die Soziologie eine besonders negative Sicht auf die Welt pflegt. Erstens ist durch eine Innen- und Außenwahrnehmung der Soziologie als Krisenwissenschaft denkbar, dass Soziologinnen und Soziologen sich in einem pessimistischen Überbietungswettbewerb befinden. Dem Sozialkritiker John Kenneth Galbraith wird der Satz zugeschrieben: »Wir sind uns alle einig, dass Pessimismus ein Zeichen überlegenen Intellekts ist.« Und tatsächlich hat möglicherweise derjenige am meisten Erfolg, der die Untergangsklavatur besonders virtuos bedient. Wäre Weber heute derselbe Klassiker, wenn er den protestantischen Asketismus als unproblematisch dargestellt hätte? Würden wir uns heute genauso für Marx interessieren, wenn er sich des Untergangs des Kapitalismus weniger sicher gewesen wäre? Hätte Ulrich Beck genauso viel Erfolg gehabt, wenn er von einer mehr oder weniger sicheren Welt berichtet hätte? Hätten kontemporäre Kapitalismuskritiker dasselbe Erregungspotenzial, wenn sie berichten würden, dass die meisten Menschen mit ihrer wirtschaftlichen Situation zufrieden sind? Empirische Untersuchungen zeigen jedenfalls, dass die Resonanz auf Zeitdiagnosen umso größer ausfällt, je sicherer der Wahrsager und je apokalyptischer dessen Diagnose (Tetlock 2005). Vielleicht trifft dasselbe auf Wissenschaft zu. Oder ist ein Drittmittelantrag ge-

nauso erfolgreich, wenn ihm das Versprechen fehlt, ein neues Krisenphänomen zu diagnostizieren? Wird ein Paper ebenso oft zitiert, wenn es auf einen erfreulichen Umstand hinweist? Wir erwarten von keinem Journalisten, dass er berichtet, wie Flugzeuge sicher landen, Häuser nicht in Flammen aufgehen und Kriege nicht ausbrechen. Ebenso erwarten wir möglicherweise von Soziologen nicht, dass sie uns über erfreuliche Veränderungen aufklären, sondern dass sie uns von Krisen statt von Normalität berichten. Wir würden dann an Soziologen einen Anspruch stellen, der auch schon im Journalismus eine zu negative Sichtweise auf die Realität bedingt.

Neben einem Überbietungswettbewerb, in dem Soziologen sich als »Krisenwissenschaftler« befinden könnten, ist zweitens denkbar, dass Gesellschaftswissenschaftler zunehmend Probleme als Krise diagnostizieren, die früher als gesellschaftliche Normalität galten. Geschlechterungleichheit ist mittlerweile eines der großen soziologischen Themen. Doch wer reflektiert, warum heute ein (unbereinigter) Gender Pay Gap von etwas über 20% ein enormes Forschungsfeld motiviert, während derselbe Gender Pay Gap noch Mitte der 1950er Jahre bei circa 80% und selbst 1990 bei circa 40% lag, ohne entsprechende Debatten auszulösen (Destatis 2018b)? Sich neuer Probleme anzunehmen, ist ohne Frage eine sinnvolle wissenschaftliche Herangehensweise. Doch problematisch ist, wenn das zunehmende Problembewusstsein für gesellschaftliche Entwicklungen als Verschlechterung der Welt interpretiert wird. Ein kürzlich in Science erschienenes Experiment zeigt, wie Verbesserungen zu einem zunehmenden Problembewusstsein führen können und damit unsichtbar werden. In diesem Experiment wurden den Probanden mit unterschiedlicher Häufigkeit einschüchternde Gesichter gezeigt. Je öfter Gesichter einschüchternd aussahen, desto öfter stuften Probanden diese auch als einschüchternd ein. In einem zweiten Durchgang wurden jedoch generell weniger einschüchternde Gesichter gezeigt. Probanden nahmen nun tatsächlich auch seltener einschüchternde Gesichter wahr, aber nicht im dem Maße, wie diese tatsächlich seltener gezeigt wurden. Denn je weniger einschüchternde Gesichter gezeigt wurden, umso eher nahmen Probanden auch jene Gesichter als einschüchternd wahr, die ihnen im ersten Durchgang noch harmlos vorkamen. Auch wurden Probanden gebeten einzustufen, ob Forschungsprojekte unethisch seien. Und auch hier zeigte sich: je seltener Probanden tatsächlich unethische Forschungsprojekte zu begutachten hatten, desto eher stuften sie auch jene Forschungsprojekte als unethisch ein, die ihnen vorher noch als unbedenklich erschienen waren.

Die Forscher nennen diesen Effekt prävalenzinduzierten Konzeptwandel: je positiver unser Umfeld, umso eher sehen wir auch dort Probleme, wo wir vorher noch keine gesehen haben (Levari et al. 2018). Je weniger Probleme es gibt, umso eher neigen wir demnach dazu, auch dort Ausbeutung, Gewalt und Ungerechtigkeit zu sehen, wo wir vorher nur gesellschaftliche Normalität diagnostizierten. Prinzipiell spricht nichts dagegen, sich neuen Problemen zu widmen, wenn vorherige beseitigt sind. Problematisch ist es jedoch, wenn dies mit einer Zunahme von Krisen verwechselt wird. Was fehlt, ist deswegen eine Krisendiagnose der Krisendiagnosen. So kommt zwar der Begriff »Krise« in immer mehr soziologischen Publikationen vor (Preunkert 2011: 433). Unklar bleibt dabei jedoch, ob zunehmend etwas als Krise diagnostiziert wird, was vorher einfach als gesellschaftliche Realität angesehen wurde. In diesem Fall würde nicht die Welt krisenhafter, sondern Gesellschaftswissenschaftler würden sensibler. Doch wie Oliver Dimbath zeigt, ist bisher »noch nicht versucht worden, soziologische Zeit- und Gegenwartsdiagnosen [...] systematisch hinsichtlich ihrer Prognostizität sowie der aus ihrem bisweilen anzutreffenden Alarmismus ableitbaren Szenarien und Visionen zu befragen« (2016: 313). Wir wissen also nicht, ob wir zunehmend sensibler oder die Welt immer schlechter wird und wir wissen nicht einmal, ob wir mit unseren Krisendiagnosen zunehmend falsch liegen.

Drittens besteht die Möglichkeit, dass ein großer Teil der gesellschaftlichen Krisendiagnosen auf dem ernsthaften Bemühen basiert, die Gesellschaft zu verbessern. Wer Verdienstmöglichkeiten oder Prestige sucht, denkt in aller Regel nicht unmittelbar an ein Studium der Sozialwissenschaften. Studierendenumfragen zeigen vielmehr eine beträchtliche Motivation von Studierenden, die Gesellschaft zu verbessern. Doch die Nachricht, dass vieles sowieso besser wird, scheint dieser Motivation Steine in den Weg zu legen. Die Botschaft, dass alles schlechter wird, passt hingegen besser zu jungen Menschen, die etwas zum Besseren wenden wollen, und wird möglicherweise auch deshalb gerne verbreitet. Doch dies kann einen Prozess gegenseitiger Ansteckung befeuern, welcher zu einem soziologischen Paralleldiskurs führt, der selbst dort Krisen und Verschlechterungen diagnostiziert, wo Daten in Wirklichkeit auf eine Verbesserung hinweisen. Nichts spricht dagegen, weiterhin Missstände und Probleme aufzudecken. Problematisch wird dies allerdings, wenn eine eigentlich sinnvolle Motivation, die Gesellschaft zu verbessern, zu einer Nachfrage und einem Angebot an schlechten Nachrichten führt, welches durch reale Entwicklungen nicht mehr erklärbar ist.

Viertens gibt es in der Soziologie eine ehrwürdige Tradition, die eindrucksvoll gezeigt hat, wie beispielsweise Geschlecht, Berichterstattung und die Wahrnehmung der Realität an sich gesellschaftlich konstruiert sind (Butler 1995; Luhmann 1996; Berger, Luckmann 1966). Tatsächlich ist fraglich, inwiefern hochaggregierte Zahlen zu landes- oder gar weltweiter Gewalt, Ungerechtigkeit, Gesundheit und Lebensqualität genauso viel verdecken wie enthüllen. Doch wenn radikalkonstruktivistische Argumente den Verweis auf reale Verbesserungen als Zahlengläubigkeit abtun oder gar als Ausweis einer falschen, weil affirmativen statt kritischen Haltung, dann stehen sie dem Erkenntnisgewinn im Wege und richten damit selbst Schaden an.

Wenn beispielsweise der Umstand, dass Arbeiter sich nicht ausgebeutet fühlen, mit dem Verweis auf deren falsches Bewusstsein abgetan wird (Adorno, Dirks 1956: 168), so hilft dies nicht unbedingt, etwas über die tatsächliche Lage der Arbeiterklasse in Erfahrung zu bringen. Wenn Wissenschaft nicht mehr als Suche nach Wahrheit, sondern als Produkt moralischer und politischer Überlegungen und einer spezifisch okzidentalen Perspektive gesehen wird (Lyotard 1984: 8), dann wird es unmöglich, über richtig oder falsch auf der Basis von Daten zu entscheiden. Wenn Literaturwissenschaftlerinnen äußern, in Deutschland sei »seit den Zwanzigerjahren in Sachen Gleichberechtigung nicht viel passiert« (Vinken 2001: 1), so verhüllt dies mehr über den Gender Pay Gap als es offenlegt. Und wenn unterstellt wird, Menschen seien gerade dann rassistisch, wenn sie dies von sich weisen (DiAngelo 2018), so mag das zwar im Einzelfall zutreffen; es ist aber auch eine Theorie, die sich gegen ihre eigene Widerlegung immunisiert und sich damit jenseits eines wissenschaftlichen Diskurses positioniert. Die zentrale Aussage des Postmodernismus ist, dass es keine objektive Rekonstruktion basierend auf empirischer Evidenz geben kann (Butler 2002: 33). So richtig dies in vielen Bereichen sein mag, so führt es doch auch dazu, dass jeder Versuch, auf reale Verbesserung hinzuweisen, nur als individuelle Konstruktion einer in Wahrheit nicht beobachtbaren Realität angesehen werden kann.

Was kann man gegen das Problem tun?

Basierend auf diesen vier Diagnosen – so sie denn zutreffen – bieten sich vier Maßnahmen an. Bei einem Wettbewerb, in dem eine Zeitdiagnose den Pessimismus der nächsten zu übertreffen versucht, wäre es wichtig, dass

empirisch arbeitende Soziologinnen und Soziologen nicht weiterhin mit immer anspruchsvolleren Methoden immer spezialisierte Fragen beantworten, sondern auch vor der Überprüfung großer Zeitdiagnosen nicht zurückschrecken. Beispiele dafür gibt es durchaus; so hat Becks Diagnose einer Gesellschaft »Jenseits von Stand und Klasse« (1983) zu einer umfangreichen und fruchtbaren empirischen Überprüfung geführt.² Doch in Bezug auf so umfangreiche Krisendiagnosen wie weltweite Armut, Krieg und Lebensstandard ist dies bisher kaum der Fall. Ein Grund ist, dass langfristige Zeitreihendaten zu solchen Makrotrends bisher nicht verfügbar waren. Dies hat sich in den letzten Jahren geändert. Die UCDP/PRIO Datenbank zu Kriegstoten, die Maddison Project Database zu langfristigen Wirtschaftswachstum, sowie bis in das 19. Jahrhundert zurückgehende Zeitreihendaten zu Ungleichheit und Lebensqualität erlauben nun einen Vergleich gesellschaftlichen Wandels, der vor 10 oder 20 Jahren noch unmöglich war.³ Damit wird in gewisser Weise ein Traum der Soziologie wahr, wenn man die Daten denn nutzt.

Gegenüber einem prävalenzinduzierten Konzeptwandel, der bei zurückgehenden Problemen immer neue gesellschaftliche Tatbestände als Krisen identifiziert, kann diese historische Herangehensweise ebenfalls hilfreich sein. Mit weit in die Vergangenheit zurückreichenden Zeitreihendaten kann mittlerweile festgestellt werden, ob es tatsächlich zu einer Zunahme der Zahl der Kriegstoten, einer Verringerung von Sozialkapital, mehr Kriminalität, Umweltverschmutzung, Hunger und Armut gekommen ist oder ob der Eindruck, all diese Indikatoren verschlechterten sich, vielmehr einer wachsenden Sensibilität der Beobachter geschuldet ist, so dass wir heute öfter von Krisen reden, während das Leben in vielerlei Hinsicht besser wird.

Gegenüber der dritten Diagnose von einer Gesellschaftswissenschaft als Aktivismus kann eine Rückbesinnung auf Max Webers grundlegende Trennung nützlich sein, wonach Äußerungen als Privatperson von Äußerungen zu unterscheiden sind, die für sich die Weihung wissenschaftlicher Güte beanspruchen. Die hohe intrinsische Motivation vieler Gesellschaftswissenschaftlerinnen und Gesellschaftswissenschaftler, auf Probleme hinzuweisen, ist ohne Frage ein Vorteil. Doch wenn der Wille, die Gesellschaft zu verbessern, den Blick auf die Gesellschaft trübt, dann kann er auch selbst zum Problem werden.

2 Vgl. beispielsweise die Aufsätze in Berger, Hitzler (2010) und Geißler (2009).

3 Vgl. unter anderem die Datensätze in Rahlf (2015); Bolt, van Zanden (2014); van Zanden et al. (2014) oder Piketty (2014).

Gegenüber der vierten Diagnose, wonach Teile der Soziologie den Konstruktivismus auch dort anwenden, wo er wenig verloren hat, wäre eine Debatte hilfreich, die klärt, wann der Konstruktivismus nützlich ist. Ich würde die Hypothese aufstellen, dies ist der Fall, wenn es um gesellschaftliche Zuschreibungen geht. Niemand bezweifelt, dass Geschlechterrollen, die Definition von Krieg, der Stellenwert von Kindern oder das Verständnis von Armut gesellschaftlichem Wandel unterworfen und insofern gesellschaftlich konstruiert sind. Aber diese Perspektive muss nicht dazu führen, einen Rückgang des Gender Pay Gaps, der Kriegstoten, der Kindersterblichkeit oder der weltweiten extremen Armut für weniger real zu halten.

All dies bedeutet nicht, dass die Soziologie sich ihr professionelles Selbstverständnis als Krisendiagnostikerin nehmen lassen sollte. Ganz im Gegenteil ist dieses Selbstverständnis nach meinem Dafürhalten einer ihrer größten Vorteile. Es spricht nichts dagegen, auf die Löcher im Käse hinzuweisen. Die Gefahr ist jedoch, aus Fixierung auf die Löcher den Käse nicht mehr zu sehen.

Literatur

- Adorno, T., Dirks, W. 1956: Soziologische Exkurse. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Bauman, Z. 1999: Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. 2008: Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit. Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, U. 1983: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In R. Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2, Göttingen: Schwartz, 35–74.
- Beck, U. 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bell, D. 1960: The End of Ideology. Glencoe, IL: Free Press.
- Berger, P.A., Hitzler, R. (Hg.) 2010: Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert »Jenseits von Stand und Klasse? Wiesbaden: VS.
- Berger, P.L., Luckmann, T. 1966: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie (Conditio humana). Frankfurt am Main: Fischer.
- Bolt, J., van Zanden, J.L. 2014: The Maddison Project: Collaborative Research on Historical National Accounts. *The Economic History Review*, 67. Jg., Heft 3, 627–651.

- Butler, J. 1995: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, C. 2002: Postmodernism: A Very Short Introduction. Oxford: Oxford University Press.
- Butterwegge, C. 2016: Armut in einem reichen Land: Wie das Problem verharmlost und verdrängt wird. 4. aktualisierte Auflage. Frankfurt am Main: Campus.
- Cruz, M., Foster, J., Quillin, B., Schellekens, P. 2015: Ending Extreme Poverty and Sharing Prosperity: Progress and Policies. Policy Research Note 03/15, Washington: World Bank.
- Destatis 2018a: Todesursachen. www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Gesundheit/Todesursachen/Todesursachen.html
- Destatis 2018b: Durchschnittliche Bruttomonatsverdienste. www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesamtwirtschaftUmwelt/VerdiensteArbeitskosten/VerdiensteVerdienstunterschiede/Tabellen/Bruttomonatsverdienste.html
- DiAngelo, R. 2018: White Fragility: Why It's So Hard for White People to Talk about Racism. Boston, MA: Beacon Press.
- Dimbath, O. 2016: Soziologische Zeitdiagnostik. Generation – Gesellschaft – Prozess. Paderborn: UTB.
- Durkheim, É. 1999 [1902]: Physik der Sitten und des Rechts. Vorlesungen zur Soziologie der Moral. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geißler, R. 2009: Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. In H. Solga, J. Powell, P.A. Berger (Hg.), Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt am Main, New York: Campus, 239–248.
- GTD 2018: Global Terrorism Database, <http://www.start-dev.umd.edu/gtd/>, letzter Aufruf 20. November 2018.
- Gray, J. 2004: An Illusion with a Future. Daedalus, Bd. 133, Heft 3, 10–17.
- Health Effects Institute 2018: State of Global Air Database. www.stateofglobalair.org/data/#/health/plo, letzter Aufruf 20. November 2018.
- Lampert, M., Papadongonas P. 2016: Glocalities. Think Global, Act Local. Amsterdam: Motivaction International B.V.
- Levari, D.E., Gilbert, D.T., Wilson, T.D, Sievers, B., Amodio, D.M., Wheatley, T. 2018: Prevalence-induced concept change in human judgment. Science, Bd. 360, Ausgabe 6396, 1465–1467.
- Luhmann, N. 1996: Die Realität der Massenmedien. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lyotard, J. 1984: The Postmodern Condition: A Report on Knowledge, Theory and history of literature. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press.
- Marx, K. 1966 [1867]: Das Kapital. Band 1, Achstes Kapitel: »Der Arbeitstag«. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, K., Engels F. 1848: Manifest der Kommunistischen Partei. London: Office der »Bildungs-Gesellschaft für Arbeiter«.
- Nachtwey, O. 2016: Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Berlin: Suhrkamp.

- Oeppen, J., Vaupel J.W. 2002: Broken Limits to Life Expectancy. Science, Band 296, Ausgabe 5570, 1029–1031.
- Piketty, T. 2014: Capital in the Twenty-First Century. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Pinker, S. 2011: The Better Angels of Our Nature: Why Violence Has Declined. New York: Viking.
- Pinker, S. 2018: Enlightenment Now: The Case for Reason, Science, Humanism, and Progress. New York: Penguin.
- Preunkert, J. 2011: Die Krise in der Soziologie. Soziologie, 40. Jg., Heft 4, 432–442.
- Prisching, M. 2018: Zeitdiagnose. Methoden, Modelle, Motive. Weinheim: Beltz Juventa.
- Putnam, R.D. 2000: Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community. New York: Simon & Schuster.
- Rahlf, T. 2015: Zeitreihendatensatz für Deutschland, 1834–2012. ZA8603 Datenfile, Köln: GESIS Datenarchiv.
- Rosa, H. 2013: Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosa, H. 2014 [2005]: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosling, H., Rosling Rönnlund, A., Rosling, O. 2018: Factfulness: Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist. Kindle Edition. Berlin: Ullstein.
- Schopenhauer, A. 2008 [1819]: Die Welt als Wille und Vorstellung. Gesamtausgabe in zwei Bänden nach der Edition von Arthur Hübscher, mit einem Nachwort von Heinz Gerd Ingenkamp. Band 2. Reclam: Stuttgart.
- Spengler, O. 1919: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Erster Band: Gestalt und Wirklichkeit. München: Beck.
- Streeck, W. 2014: How Will Capitalism End? New Left Review, Bd. 87, 35–64.
- Tetlock, P.E. 2005: Expert Political Judgment: How Good Is It? How Can We Know? Princeton: Princeton University Press.
- van Zanden, J.L., Baten, J., Mira d'Ercole, M., Rijpma, A., Smith, C., Timmer, M. (Hg.) 2014: How was Life? Global Well-being since 1820. Paris: OECD.
- Vinken, B. 2001: Die deutsche Mutter: Der lange Schatten eines Mythos. Frankfurt am Main: Fischer.
- Weber, M. 1995 [1904]: Schriften zur Soziologie. Ditzingen: Reclam.
- Worldbank 2018: World Development Indicators. Washington: Worldbank.
- Zima, P.V. 2010: Modern/Postmodern: Society, Philosophy, Literature. London: Continuum.

Soziologische Grundbildung für die Schule!

Göttinger Aufruf der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Die gegenwärtige Bildungspolitik vernachlässigt die gesellschaftliche Kompetenz der jungen Generation. Sie verdrängt soziologische Inhalte aus den Bildungsplänen und aus der Lehrer-/Lehrerinnenausbildung. Damit wird sie ihrer Verantwortung für die Bildung junger Menschen und für die Gesellschaft, in der diese leben und leben werden, immer weniger gerecht. Die Soziologie untersucht die Voraussetzungen, Abläufe und Folgen des Zusammenlebens von Menschen. Sie hilft, sowohl das gemeinsame Alltagsleben zu verstehen als auch die gesellschaftlichen Zusammenhänge, in die es eingebettet ist. Wer nicht verstehen gelernt hat, was Gesellschaften insgesamt und die konkreten täglichen Situationen, in denen wir handeln, prägt, zerlegt oder zusammenhält, stabilisiert oder verändert, der macht sich nur ein sehr unzureichendes Bild vom sozialen Zusammenleben etwa in Familien, Peergroups, in sozialen Medien, am Arbeitsplatz und in den Schulen. Nur eine soziologisch fundierte gesellschaftliche Bildung in der Schule kann die entsprechenden Kenntnisse über und für das Handeln in allen Teilbereichen von Gesellschaft vermitteln. Soziologisches Wissen ermöglicht zudem ein erweitertes Verständnis abstrakter Handlungsbereiche wie Politik und Wirtschaft. Denn Politik und Wirtschaft sind auf gesellschaftliche Voraussetzungen angewiesen, die sie selbst nicht schaffen können. Dazu gehören Werte und Normen, Vertrauen und Kooperation, Tradition und Innovation. Wer Strukturen und Prozesse komplexer Gesellschaften und Merkmale und Dynamiken sozialen Handelns nicht kennen gelernt hat, lässt sich leichter für verkürzte Welterklärungen und einseitige Vorstellungen von Gesellschaft vereinnahmen. Das birgt nicht nur soziale, sondern auch politische und ökonomische Risiken.

Junge Menschen brauchen eine fundierte soziologische Bildung. Diese greift das Grunderleben von Unübersichtlichkeit der gegenwärtigen Gesellschaft auf, das Kinder und Jugendliche in besonderem Maße betrifft. Sie erfahren die Komplexität und Konflikthaftigkeit gesellschaftlicher Zusammenhänge und sorgen sich angesichts der umfassenden Ungewissheit über die zukünftige Entwicklung der Gesellschaft und ihres eigenen Lebens. Sie sehen sich mit vielfältigen und widersprüchlichen Herausforderungen des Zusammenlebens in heterogenen, vernetzten Gesellschaften konfrontiert, die sich rasch und oft überraschend wandeln. Zugleich erwartet man von ihnen, dass sie sich aktiv an der Gestaltung der Gesellschaft beteiligen und

tragfähige Entscheidungen für ihr eigenes Leben treffen. Um diesen Herausforderungen souverän und verantwortlich begegnen zu können, ist soziologische Bildung unerlässlich, sie eröffnet neue Perspektiven und alternative Handlungsoptionen.

Vor diesem Hintergrund haben Schüler/-innen-Vertretungen in Deutschland und Europa seit Jahren einen Ausbau der gesellschaftlichen Bildung gefordert. Es wird Zeit, dass die Bildungspolitik dieses gesellschaftliche Orientierungsbedürfnis der Lernenden endlich erstnimmt und in Lehrer-/Lehrerinnenausbildung, Studententafeln und Lehrplänen verbindlich umsetzt.

Allgemeine und berufliche Schulen sind ein idealer Ort für eine angemessene, soziologisch fundierte gesellschaftliche Bildung, in der Wissen über Prozesse des alltäglichen Miteinander, des Aufbaus von personaler und sozialer Identität, des Fremdseins und des Dazugehörens, der Gruppendynamiken, des Zusammenlebens in Gesellschaft auf lokaler, nationaler und globaler Ebene erworben und die Sozialität des Lebens reflektiert werden kann. Schulen sind oft der einzige und prägende Ort, an dem Kinder und Jugendliche aus potenziell allen gesellschaftlichen Gruppen zusammenkommen und gemeinsam darüber nachdenken können, in welcher Gesellschaft sie leben, wie die Gesellschaft aussehen soll, in der sie leben wollen, und was sie tun können, damit sich die Gesellschaft in ihrem Sinne ändert.

Deshalb ist eine grundständige Verankerung soziologischer Inhalte, Theorien und Methoden in der gesellschaftlichen Bildung in den Schulen und in der Lehrer-/Lehrerinnenausbildung geboten. Schülerinnen und Schülern, Lehrerinnen und Lehrern kann die Soziologie Theorien und Methoden an die Hand geben, um ihr eigenes Handeln in den unterschiedlichsten Situationen, in der Schule und anderen alltäglichen Lebenswelten zu analysieren, zu hinterfragen und damit reflektieren zu können.

Gesellschaft gehört zu den Grundthemen jeder Allgemeinbildung. Mit Blick auf die Zukunft der nachwachsenden Generationen wäre es unverantwortlich, die gegenwärtige Vernachlässigung gesellschaftlicher Themen und soziologischen Wissens in den Schulen fortzuschreiben. Wir fordern Parteien, Parlamente und Ministerien auf, unverzüglich und nachhaltig dafür zu sorgen, dass Lehrerinnen und Lehrer einerseits, junge Menschen in den Schulen andererseits das soziologische Wissen und Können erwerben, das sie für Orientierung, Verständigung und Handeln in der vielfältigen, unübersichtlichen, dynamischen und konflikträchtigen Gesellschaft unserer Gegenwart benötigen. Wir stehen für konstruktive Mitarbeit bereit.

24. September 2018

Master Degrees in Gender Studies, Hungary

Statement of the German Sociological Association

As has been widely reported in international media, and as we have been informed by colleagues from the scientific community in Hungary, on October 12, 2018, the Hungarian Government removed the two Master degrees in Gender Studies from the list of accredited subjects in Hungary. This happened without any professional review, without further public statement or explanation.

Gender Studies are an internationally valued field of research and academic excellence. Both MA programs at CEU and ELTE in Hungary have a solid record of educating outstanding scholars and professionals. They are both part of an international scientific community, including Eastern and Western Europe, North America, and further regions. In the face of political moves such as this recent decision that mischaracterizes and attempts to undermine the academic legitimacy of Gender Studies, we stress that the concept of gender, as a fundamental component of the human experience, has proven its importance in and across many areas of academic research and teaching for effectively addressing the complex and fundamental questions of selfhood and social relations. Gender is part of the production of knowledge that we all face every day. In this light, Gender Studies focus on dimensions such as families, history, tradition, innovation, bodies, power, politics, labor, care etc. In sum: Gender Studies are a legitimate and important field of academic scholarship. And, as such, it is on the scientific community to decide about its excellence and legitimacy.

We, the German Sociological Association, hereby express our deepest concern and vehement opposition to such a flagrant and forceful imposing of restrictions to academic research and teaching. The measure in question represents an unprecedented annulment of an entire academic field in Hungary, which as a member of the EU, must be committed to the core democratic value of academic freedom. We urge you to cancel the decree, and return to a sound policy regarding academia, respecting its freedom in matters of teaching and research.

Prof. Dr. Paula-Irene Villa
on behalf of the board of the German Sociological Association

Munich, October 19th, 2018

2. DGS-Mittelbauversammlung beim Kongress in Göttingen

Am 25. September 2018 fand im Rahmen des 39. DGS-Kongresses die zweite DGS-Mittelbauversammlung statt. Sie richtete sich an alle Interessierten aus dem Mittelbau und dem sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchs; gemeint sind Qualifikand*innen, Promovierende, studentische Beschäftigte, Habilitierende, Assistent*innen, Projektmitarbeiter*innen, Lehrbeauftragte, akademische Räte, Juniorprofessor*innen, Privatdozent*innen. Bei der Veranstaltung wurden die wichtigsten Entwicklungen berichtet, die die Angehörigen des Mittelbaus i.w.S. innerhalb der DGS in den letzten zwei Jahren betroffen haben, und über das weitere Vorgehen beraten. Trotz einiger unschöner organisatorischer Schwierigkeiten (kurzfristige Raumänderung, zeitliche Überziehung der Abendvorlesung zuvor im selben Raum sowie parallel stattfindende Sonderveranstaltungen) stieß die Veranstaltung mit ca. 70 Teilnehmer*innen auf erfreuliche Resonanz. Anders als in vielen anderen Gremienveranstaltungen während des Kongresses stand in der Mittelbauversammlung nicht zuerst die Akademie für Soziologie im Fokus.

Zunächst berichteten die Initiator*innen der Mittelbauversammlung, welche Entwicklungen es seit der Petition der Initiative für Gute Arbeit in der Wissenschaft, den ersten Ad-hoc-Zusammenkünften und insbesondere seit der ersten formell einberufenen Mittelbauversammlung auf dem DGS-Kongress 2016 in Bamberg im Hinblick auf die eigenen Belange innerhalb der DGS gab:

In Reaktion auf die Initiative des Mittelbaus wurde der DGS-Ausschuss »Mittelbau in der DGS/Beschäftigungsbedingungen in der Wissenschaft« eingerichtet. Ein wichtiges Arbeitsergebnis ist die Ergänzung des Ethikkodex von DGS und BDS (Berufsverband deutscher Soziologen) um einen kurzen Passus zu Grundsätzen guter Arbeit und guter Betreuungspraxis. Der Ausschuss wurde im Sommer 2017 aufgelöst und soll zukünftig in etwas anderer Ausrichtung durch einen ständigen Ausschuss »Soziologie als Beruf« abgelöst werden, der Fragen soziologischer Berufs- und Beschäftigungspraxen für alle Statusgruppen behandeln wird.

Des Weiteren ging es auf der Versammlung insbesondere um eine bessere Repräsentation der DGS-Mitglieder aus dem Mittelbau in den verschiedenen Gremien der DGS. Seit der Wahl 2017 sind auch Vertreter*innen aus dem Mittelbau im Konzil. Insgesamt hatten vier Mittelbauangehörige für das Konzil und zwei Mittelbauangehörige für den Vorstand kandidiert, wovon zwei Kandidat*innen in das Konzil gewählt wurden.

Eine auf Empfehlung des oben genannten Ausschusses gegründete Satzungskommission hatte sich im letzten Jahr das Ziel gesetzt, Vorschläge für ein offeneres und transparenteres Wahlverfahren zu erarbeiten. Zur Satzungskommission gehörten neben Vorstands- und Konzilsmitgliedern auch Vertreter*innen des Mittelbaus. Die erarbeiteten Vorschläge beinhalten eine zumindest graduelle Öffnung der Gremien sowie eine Stärkung des Vorschlagsrechts der Sektionen. Eine Quote für den Mittelbau in den Gremien wurde zwar von einigen Kommissionsmitgliedern aus unterschiedlichen Statusgruppen gefordert, war aber nicht konsensfähig. Das neue Wahlverfahren wurde auf der Versammlung erläutert und kann auf der Homepage der DGS sowie der DGS-Mittelbau-Website eingesehen werden, ebenso wie die Profile der für die Gremienwahlen 2019 kandidierenden Mittelbauangehörigen.

Die ausführliche Berichterstattung stellte eine notwendige Basis für die anschließende Diskussion dar, da viele Entwicklungen den Anwesenden nur in groben Umrissen bekannt waren. In dieser Hinsicht erweist sich die Mittelbauversammlung nicht nur als Diskussions- und Austauschforum, sondern auch als ein geeignetes, wenn auch nicht ausreichendes Format der Berichterstattung.

Wichtigster Diskussionspunkt auf der Versammlung war der neu einzurichtende Ausschuss »Soziologie als Beruf«. Dieser soll sich unter anderem mit den jeweiligen Anliegen unterschiedlicher Beschäftigtengruppen angesichts der sich wandelnden Arbeitsbedingungen auseinandersetzen. Die Vertreter*innen des Mittelbaus in diesem Ausschuss werden zudem für die Organisation der Mittelbauversammlung auf den zukünftigen DGS-Kongressen zuständig sein, wodurch die Veranstaltung auch eine weitere formale Legitimation und institutionelle Verstetigung erfährt.

Über die möglichen zukünftigen Themenfelder und Aufgabengebiete des Ausschusses entspann sich eine lebhafte und konstruktive Diskussion unter den Anwesenden. So wurde neben verschiedenen Problemen im Hinblick auf die Beschäftigungssituation und die Berufsperspektiven angeregt, dass der Ausschuss zunächst eine genauere Informationsbasis über die spezifische Beschäftigungssituation von Soziolog*innen einholen solle. Für eine solche Erhebung wurden bereits konkrete Fragen und Themen genannt, zum Beispiel die Erfassung der Lehrbelastung nach Vertragsarten und somit auch von unbezahlter bzw. schlecht bezahlter Lehre, Verteilung von Daueraufgaben auf die befristet Beschäftigten, womit auch der Wunsch nach einer stärkeren Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Lehre, Forschung und Administration verknüpft wurde. Ebenso wurde erneut

deutlich gemacht, dass eine breitere Diskussion über das Lehrstuhlprinzip und damit verbundene persönliche Abhängigkeitsverhältnisse nötig ist. Schließlich wurde für eine stärkere Beachtung der gesundheitlichen Folgen von Arbeitsüberlastung wissenschaftlich Beschäftigter plädiert.

Der neu eingerichtete Ausschuss wird sich aus einem Mitglied des Vorstandes, zwei Professor*innen, drei Mittelbauvertreter*innen und einem/r Studierenden zusammensetzen. Die Bestimmung der drei Mittelbauvertreter*innen für den Ausschuss erfolgt durch die Statusgruppe. Auf der Mittelbauversammlung konnten sich Kandidat*innen vorstellen. Es fanden sich insgesamt fünf Personen, die sich, teilweise auch schon durch Interessensbekundung im Vorfeld, als Vertreter*innen für den Ausschuss »Soziologie als Beruf« zur Wahl stellen werden: Dr. Sabine Schäfer (Bielefeld), PD Dr. Stefanie Graefe (Jena), Jens Kretschmar M.A. (Erfurt), Therese Vockert M.A. (Fulda), David Adler M.A. (Bochum). Die drei Ausschussmitglieder werden in einer durch die DGS durchgeführten Online-Wahl bestimmt (Die Wahl war bei Redaktionsschluss dieses Heftes noch nicht beendet.)

Abschließend wurden verschiedene weiterführende Themen diskutiert, die einmal mehr verdeutlichten, dass es ein großes Bedürfnis zum Austausch innerhalb des Mittelbaus unserer Fachgesellschaft gibt und dass ein Engagement und eine aktive Beteiligung der DGS-Mitglieder aus dem Mittelbau – die immerhin rund zwei Drittel der Mitglieder der DGS stellen – wichtig ist und bleibt. Um diesen Prozess weiter voran zu bringen und in der Fachgesellschaft fest zu etablieren, gilt es in Zukunft einerseits eine bessere Verzahnung mit der sonstigen Verbandsöffentlichkeit zu erreichen, beispielsweise durch einen regelmäßigen Bericht mit Diskussionsmöglichkeit auf der DGS-Mitgliederversammlung, und andererseits eine breite Teilnahme für DGS-Mitglieder an der Mittelbauversammlung auf den DGS-Kongressen durch eine Vermeidung oder zumindest starke Begrenzung von Konkurrenzveranstaltungen zu ermöglichen.

Insgesamt erwies sich diese Mittelbauversammlung als weiteres Mosaiksteinchen im Prozess der Organisation der größten Statusgruppe in der DGS, deren kollektives Bewusstsein über die eigene Situation ebenso wächst wie der Wille, sich für die Vertretung der eigenen Interessen und Anliegen zu engagieren. Informationen zum Mittelbau in der DGS finden sich unter: <https://dgsmittelbau.wordpress.com> (dort gibt es auch die Möglichkeit sich in einen E-Mailverteiler einzutragen).

Angela Graf, Daniela Heitzmann, Heike Kanter,
Maria Keil und Peter Ullrich

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Allegra Baumann, Höchst
Dr. Georg Datler, Köln
Henning de Vries, Bielefeld
Susann Hanspach, M.A., Wuppertal
Lisa Alexandra Henke, Alsheim
Verena Hucke, Kassel
Georg Krajewsky, Darmstadt
Dr. Tanja Kubes, Dachau
Dr. Gregor Kungl, Stuttgart
Dirk Lampe, M.A., Hannover
Dr. Georg Lorenz, Berlin
Prof. Dr. Petra Lucht, Werder (Havel)
Dr. Thomas Schröder, Edingen-Neckarhausen
Mathias Stephan, M.A., Kandel
Thorsten Szydlik, Marburg
Brigitte Zamzow, M.A., Stuttgart
Philipp Zeltner, Lüneburg

Neue studentische Mitglieder

Igor Brindiba Batista, Bochum
Cedric Jürgensen, Leipzig
Alina Wandelt, Berlin
Patrick Weber, Berlin
Zaza Zindel, Bielefeld

Austritte

Marlen Beckmann, Hamburg
Daniel Bode, M.A., Hamburg
Julia Borowsky, Bremen
Dr. Horst-Dietrich Elvers, Berlin

Mareike Engels, Hamburg
Dr. Sigrid Haunberger, Jegenstorf (CH)
Prof. Dr. Dieter Hermann, Heidelberg
Jennifer Hein, Rehburg-Loccum
Prof. Dr. Thomas Heun, Berlin
Ulrike Kennert, Leipzig
Stephan Kroll, M.A., Erkrath
Dr. Phil C. Langer, Berlin
Katharina Lenz, M.A., Braunschweig
Anna Maier, Augsburg
Hanna Piepenbring, Mainz
Dr. Silja Samerski, Oldenburg
Dipl.-Soz. Christoph Seidel, Bielefeld
Patrick Theinert, Senge
Raphael Vogel, Luzern (CH)
Lukas Weber, Münster
Janina Zeh, M.A., Hamburg

Verstorben

Prof. Dr. Werner Fuchs-Heinritz, Münster
Prof. Dr. Hanns-Georg Brose, Duisburg
Prof. Dr. Susanne Ihsen, München
Prof. Dr. Peter A. Berger, Rostock
Dr. Wolfram Breger, Essen

Auf ihrem 39. Kongress in Göttingen hat die DGS zwei Masterarbeiten und zwei Dissertationen im Fach Soziologie als herausragende Abschlussarbeiten ausgezeichnet. Wir möchten Ihnen diese Arbeiten in der SOZIOLOGIE vorstellen. In diesem Heft präsentieren Brigitte Zamzow (Masterarbeit) und Marius Meinhof (Dissertation) ihre Forschung. In Heft 2 werden Elena Höpfner (Masterarbeit) und Tine Haubner (Dissertation) Einblicke in ihre Abschlussarbeiten geben.

Is Affordable Housing the new Social Housing?

A Case Study of New York City's Public Housing in Harlem

Brigitte Zamzow

Globalization changes cities drastically all over the world. The institution of the nation state has been affected by the neoliberal turn since the 1980s. In the Global North, liberalizing the markets meant withdrawing any state control not only for the markets, but also a backing out of social responsibilities. Social Housing for example in the USA counted as failed since Pruitt Igoe's demolition in 1972 (Urban 2012), and its other remnants of a tentative welfare state were eliminated in the 1990s during Bill Clinton's administration (Mead 1992). Europe followed suit soon afterwards, arguably to a lesser extent and varying from country to country within the EU.

The question arises how much leverage a city itself has in order to maintain or create socially stable neighborhoods albeit globalization changing the cities' landscapes and the state incessantly backing out of its responsibilities. The maintenance of social housing is one way to investigate this trend. Not only in the U.S., but also in Europe and South America, *affordable housing* is being discussed both amongst the public and the scientific sphere.

Especially tenants and activists on the ground are eager to understand the profound changes of the shift from fully subsidized housing for low-income families as well as *aspiring* working-class (Mead 1992) and middle-class families to a less clearly defined public-private project. Does it mean that once more in a city's history those deviant from the social mainstream norm will be displaced or resettled for the sake of a *good*, a *safe*, a *whiter* city

(Millington 2011)? Will *deconcentrating poverty* result in making the poor invisible when they are being kicked out of their apartments and resettle in other pockets of poverty further outside the city?

New York City will be investigated here because most other US American cities have bulldozed their utopian ideas of egalitarian housing in the shape of modernist high-rise towers, following the federal HOPE VI program that substituted the mass housing blocks with mainly middle-income two-story houses (Hyra 2008: 83). In contrast, New York City has been able to provide public housing up until today due to its almost social-democratic governmental setup. But the modernist concrete buildings need renovations and the Housing Authority seems unable to provide the funds while global capital pressurizes the neighborhoods in various ways (ibid: 107 f.).

Harlem nowadays is booming. Interestingly enough, in New York, neighborhoods that have formerly been ghettoized are experiencing an influx of better-off whites. Harlem is one of them: Higher-income whites replacing lower income blacks in the »very same neighborhoods that experienced *white flight* and urban renewal in the 50s and 60s« (Powell, Spencer 2003: 437). This fact makes neighborhoods like Harlem or Bushwick unique in the literature on gentrification in the USA because black ghettos had been considered *ungentrifiable* in other cities. It is exactly those inner-city areas that blacks were pushed into and not allowed out of, while now, they are pushed out.

Recently, New York City has introduced an affordable housing scheme that promises to satisfy both claims for social responsibility and speculator's investment seeking: Unused parklands within the public grounds are leased out to investors in order to build both market-rate and affordable housing right next to the public housing blocks. By revitalizing the area, it promises to densify the city and therefore prevent further sprawl, to create more housing for several strata of society, and to maintain (not create!) enough housing for low-income families in the city (The City of New York 2015: 83).

I investigated the affordability scheme in one specific neighborhood that counts as disadvantaged albeit undergoing gentrification and has had a high percentage of black families living there since 1900: Harlem. The outcome shows that affordability schemes are one tool amongst others for the city to put a frontier against ruthless land speculation, but it is not a solution to provide and secure housing for low-income families, especially if vulnerable and/or marginalized due to racism.

The Race Factor in Urban Revitalization Processes and Current »Social Mix« Debates

New York City shows how in the past urban renewal in the 1930s and then in the late 1950s until early 1970s during the Robert Moses era was executed on the backs of mainly poor, colored families. Entire, predominantly black neighborhoods were erased from the city map (State of New York, Division of Housing 1958) before more affluent activists became aware of the ramifications this urban renewal might bring to their own buzzing neighborhoods. One of them was the famous journalist Jane Jacobs living in the mainly middle-class Greenwich Village (Jacobs 1961). These movements were able to stop Moses' remaining mega project plans in the end but it is a proof of the fact that not everybody is capable of entering the discourse and therefore able to claim one's right to the city (Harvey 2008).

As John Powell puts it in an article where he links urban revitalization processes to current public housing policy in a way very critical towards racist behavioral practices, »the redevelopment of public housing is a form of *exclusive* redevelopment that is designed to exclude the very poor from the revitalized spaces and render them safe for resettlement by the wealthy and affluent« (Powell, Spencer 2003: 452). The author Derek Hyra states that

»the destruction of housing which is sponsored by the federal government [through HOPE VI; BZ], leads to the displacement of the poor from neighborhoods that are in the midst of redeveloping. This is a form of institutional racism since poor African Americans affected by this policy are being relocated to highly segregated and impoverished neighborhoods.« (Hyra 2008: 159).

While race plays one important role in the revitalization practices, the second factor to investigate is social class. Some academic literature stresses that introducing policies that embrace gentrification does the exact opposite of including all kinds of income (Bridge 2012; Varady 2005; Vale 2006). Others contend that it will lead poor people out of their misery by being exposed to more middle-income families both as role models as well as enhanced services and amenities (Briggs 2006; Gans 1961; Chaskin, Joseph 2010). Needless to say, the argument for social mixing is mostly used when wealthy families move into poorer areas, but the other way around hardly ever gets attention as a possible solution.

The Affordability Scheme

Today, the New York City Housing Authority finds itself not being able to stem the acute shortage of federal funds to renovate its buildings (New York City Housing Authority 2018a). The other side of the coin is that it wants to revitalize the formerly disadvantaged neighborhoods that have already been the focus of global investment and gentrification processes. In NYCHA pairing up with the City's Department of Housing Preservation and Development (NYC-HPD), it incentivizes private developers to build on public housing grounds by leasing them out. They are contracted into building *affordable housing* to serve a wide range of income distribution amongst families (ibid.).

NYCHA hopes to attract middle-income families, thus adding to its yearly turnover and therefore relieving its financial instability. In order to compete as a global city, New York City's government believes that it must offer relatively affordable housing to a range of the city's inhabitants. Michael Bloomberg, predecessor of the current mayor Bill de Blasio, launched a multi-billion Dollar, 165,000-unit program targeted at both lower- and middle-income New Yorkers (Bloom 2008: 267 f.), which is being continued by his successor.

First of all, any housing is considered *affordable* when a household spends no more than one-third of its income on rent and utilities (United States Census Bureau). However, in New York in 2014, 56% of all renters were rent-burdened. More than every second household spent more than a third of their salary on rent. Three in ten renter households even paid more than half of their salary on rent (Gaumer, West 2015). There is no doubt that there is a severe housing crisis throughout the city on many income levels. The New York City Housing and Vacancy Survey conducted by NYC Housing Preservation and Development adds that there is a vacancy rate of 7.3% for high-income units whereas for low-income families, there is a severe shortage as the vacancy rate for much needed units for less than \$800 is only 1.8% (ibid: 3 f.). This shows the mismatch between units being produced and units that are needed.

When constructing affordable housing options, the city government relies on defined income categories set by federal government of incomes when negotiating the number of affordable units with private developers. Affordable housing options are divided into income categories per household of four. These brackets are split into five categories: extremely low-income families that make an annual income of up to \$25,150, very low-

income ranging in between \$25,151 and \$41,950, low-income ranging in between \$41,951 and \$67,120, moderate-income in between \$67,121 and \$100,680 and middle-income ranging in between \$100,681 and \$138,435 (The City of New York 2014: 6). For the high-income, \$138,436 and more, no affordable housing options are considered. These numbers suggest that it is specific for New York City that making a living is very expensive. In other cities, an income of \$40,000 annually is by no means considered *very low-income*.

The distribution of new affordable housing to be built or to be preserved is mainly for *low-income* families, according to the official plan by Mayor Bill de Blasio. In other cities, this income bracket would be close to middle-income housing. In Harlem specifically, the income distribution differs so starkly from the rest of New York City, that the city government's term *low-income* does not fit the actual reality of inhabitants. Those designated *low-income* will receive 58% of all new affordable housing built in the whole of New York City and in Harlem specifically. Only 12% will be built or preserved for very low-income families, which are the average income group residing in Harlem. This can be seen in column 5 in table 1.

Table 1: *What is Affordable Housing?*

Income Band	Percentage of Areal Median Income (AMI)	Monthly Rent Required to Prevent Rent-Burden (USD)	Annual Income (for a four-person household, USD)	Housing intended to be built or preserved by city government	Harlem's Income Distribution
Extremely Low Income	0 – 30%	up to 629	up to 25,150	8%	33.5%
Very Low Income	31 – 50%	630 – 1,049	25,151 – 41,950	12%	20.9%
Low Income	51 – 80%	1,050 – 1,678	41,951 – 67,120	58%	20.3%
Moderate Income	81 – 120%	1,679 – 2,517	67,121 – 100,680	11%	11.5%
Middle Income	121 – 165%	2,518 – 3,461	100,681 – 138,435	11%	13.8%

Source: *The City of New York (2014: 6), US Census Data (2013), own extensions*

In addition to those 12%, 8% are planned for extremely low-income families, which makes a total of 20% affordable units built for 54% of Harlem's overall population that fall underneath the *low-income* bracket designated by

the city government (see table 1 column 6; US Census Data 2013; Center for Urban Pedagogy 2014).

This means that in Harlem, every second household is not able to fulfill the criteria for most of the built affordable housing units. Accordingly, there must be a mismatch between the housing that is built and the housing that is actually needed in this specific neighborhood.

The reason why this mismatch came about is because affordable housing eligibility will be based on the Areal Median Income (AMI). The AMI is defined each year by the federal housing authority, which is the U.S. Department of Housing and Urban Development (HUD). It is measured for all cities across the USA and is used as a reference value to determine what kinds of affordable housing will be built. These federal measures determine an algorithm of how many units the developer needs to offer to a specific income bracket so that he gets tax abatement.

It becomes visible that the AMI includes a wide range of neighborhoods that are starkly contrasted in New York in their income, as it includes very high-income neighborhoods as well as neighborhoods suffering high concentrations of poverty, which Harlem is still one of. The 2015 AMI for New York was therefore \$78,700 for a three-person family, whereas for Harlem the average income of a three-person family was \$39,650, which is roughly only half of the city's average income (Austensen et al. 2016: 6). This means that very high-income rates are included into measurements for housing that is to be built in Harlem. Nevertheless, city officials emphasize that these measurements are open to discussion with communities to develop neighborhood-specific policies that address their needs and priorities (The City of New York 2014: 48).

Hence, in Harlem as in other New York City neighborhoods, most affordable housing is going to be built for the *low-income* bracket starting from \$41,951 annually, and falling between 50% and 80% of AMI. While 54% of overall Harlemites will not be able to afford the biggest amount of housing that will be invested in, public housing residents will be exposed to higher hardship: As stated above, 8% will be built for extremely low-income families, but the upper limit of \$25,150 is still almost double as what an average public housing tenant earns. In 2009, nation-wide in public housing, annual household income averaged \$13,234, well below the federal poverty line. Only 17% received more than \$20,000 (Schwartz 2010: 130). However, it needs to be stated that NYCHA's residents have a higher income of currently \$24,423 (New York City Housing Authority 2018b).

Apparently, affordability options are not designed for specifics of the black population and will leave them in greater hardship, may this fact have been actively or passively neglected by city government.

Conclusion

The case study shows the same results as discussions in the public and scientific sphere do: affordable housing is geared towards middle income housing, first of all. It lies in the nature of public-private partnerships that some sort of profit has to be created for the investor to survive, stay in business and pay its contractors, as philanthropist he or she might be. There is a housing shortage for middle-income families in New York City, so the government needs to take these measures in order to secure housing for them now and in the future. It makes sense to find incentives in form of tax reductions to make the private companies invest.

The New York City Housing Authority actually does have a reasonable argument in making use of the overall gentrification processes in the neighborhood as long as the tax revenue is reinvested in the renovation of public housing estates. This could be further developed when NYCHA is leasing out underutilized public grounds to private investors in order to create 30% (or more) affordable housing for middle-income families instead of selling the grounds, and thus creating a profit by higher tax revenue that is ensured to flow back into the maintenance of the public housing buildings, thereby guaranteeing that those who already are in public housing will not be displaced by gentrification.

The city can keep its leverage as long as the land the affordable housing is built on stays in public hands. Selling off public grounds has proven fatal in other cities where they try to regain control over land speculation by buying back the lands at huge cost. If the city keeps the land, land speculation will be blocked. This is crucial if the government really wants to ensure everyone's right to the city.

The point to understand is that the argument of social mix actually works the other way around: Affordable housing will only be able to create and maintain a social mix, if the lower social strata do not leave. This is only possible if there continues to be housing that is fully taken out of the market and therefore remains under the responsibility of the city or state. Affordable housing, rent control, moving-to-opportunity programs etc. are important

measures to take, but in order to secure living for low-income families, especially when affected by racism or otherwise marginalized, they have to be protected by social housing. Those will not be able to pay the ever-rising rents in New York City.

Most importantly, affordable housing strategies will not pose a durable solution to low-income families and other vulnerable groups as the homeless, refugees etc. While interacting and investigating on the city government's narrative, one tends to forget the many families who are still waiting for public housing units on immense waiting lists. They live in dilapidated market rate housing in overcrowded situations because they are otherwise unable to pay the market rate rent and cannot find any other form of housing that they can pay for.

This is why the public housing stock needs not only be kept at the same level, but more public housing needs to be built. Those applying for public housing are not the ones eligible for affordable housing, as this analysis has shown. It is questionable if a city is able to provide this kind of investment on its own. The state has to provide policies in order to build more public housing. With the Trump administration, however, this is highly unlikely.

References

- Austensen, M. et al. 2016: State of New York City's Housing and Neighborhoods in 2015. NYUFurman Center, furmancenter.org/research/sonychan/2015-report, last accessed November 20, 2018.
- Bloom, N.D. 2008: Public Housing That Worked. New York in the Twentieth Century. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Bridge, G. (ed.) 2012: Mixed Communities. Gentrification by stealth? Bristol: Policy Press.
- Briggs, X. de Souza 2006: Entrenched Poverty, Social Mixing and the 'Geography of Opportunity'. Lessons for Policy and Unanswered Questions. Georgetown Journal on Poverty Law and Policy, vol. 13, no. 3, 403-414.
- Center for Urban Pedagogy 2014: Envisioning Development Toolkit: What is affordable Housing. <http://envisioningdevelopment.net/map/>, last accessed November 20, 2018.
- Chaskin, R.J., Joseph, M.L. 2010: Building 'Community' in Mixed-Income Developments: Assumptions, Approaches, and Early Experiences. Urban Affairs Review, vol. 45, no. 3, 299-335.
- Gans, H.J. 1961: The Balanced Community: Homogeneity or Heterogeneity in Residential Areas. Journal of the American Planning Association, vol. 27, no. 3, 176-184.

- Gaumer, E., West, S. 2015: Selected Initial Findings of the 2014 New York City Housing and Vacancy Survey. New York City: NYC-HPD. www1.nyc.gov/assets/hpd/downloads/pdf/2014-HVS-initial-Findings.pdf, last accessed November 20, 2018.
- Harvey, D. 2008: The Right to the City. *New Left Review*, vol. 53, 23–40.
- Hyra, D.S. 2008: The New Urban Renewal. The Economic Transformation of Harlem and Bronzeville. Chicago: University of Chicago Press.
- Jacobs, J. 1961: The Death and Life of Great American Cities. New York: Random House.
- Mead, L.M. 1992 The New Politics of Poverty. The Nonworking Poor in America. New York: Basic Books.
- Millington, G. 2011: »Race, culture and the right to the city. Centres, Peripheries, Margins. Basingstoke, New York: Palgrave Macmillan.
- New York City Housing Authority 2018a: 100% Affordable Housing. New York City: NYCHA. www1.nyc.gov/site/nycha/about/100-percent-affordable-housing.page, last accessed November 20, 2018.
- New York City Housing Authority 2018b: NYCHA 2018 Fact Sheet. www1.nyc.gov/assets/nycha/downloads/pdf/NYCHA-Fact-Sheet_2018_Final.pdf, last accessed November 20, 2018.
- Powell, J., Spencer, M. 2003: Giving Them the Old »One-Two«. Gentrification and the K.O. of Impoverished Urban Dwellers of Color. *Howard Law Journal*, vol. 46, no. 3, 433–490.
- Schwartz, A.F. 2010: Housing Policy in the United States. New York: Routledge.
- State of New York, Division of Housing 1958: New York State Assistance in Slum Clearance, Urban Renewal and Housing. State of New York.
- The City of New York 2014: Housing New York. A Five-Borough Ten-Year Plan. http://www.nyc.gov/html/housing/assets/downloads/pdf/housing_plan.pdf, last accessed November 15, 2018.
- The City of New York 2015: NextGeneration NYCHA. www1.nyc.gov/assets/nycha/downloads/pdf/nextgen-nycha-web.pdf, last accessed November 15, 2018.
- Urban, F. 2012: Tower and Slab. Histories of Global Mass Housing. London, New York: Routledge.
- US Census Data 2013. Household Income in Harlem, New York. <http://statisticalatlas.com/neighborhood/New-York/New-York/Harlem/Household-Income#figure/household-income-distribution>, last accessed November 15, 2018.
- Vale, L.J. 2006: Comment on Mark Joseph's »Is Mixed-Income Development an Antidote to Urban Poverty?«. *Housing Policy Debate*, vol. 17, no. 2, 259–269.
- Varady, D.P., Raffel, J.A., Sweeney, S., Denson, L. 2005: Attracting Middle-Income Families in the Hope VI Public Housing Revitalization Program. *Journal of Urban Affairs*, vol. 27, no. 2, 149–164.

Die Modernisierung der Konsumenten

Alltägliche Shoppingpraktiken und
Diskurse der kolonialen Zeitlichkeit in China

Marius Meinhof

China hat über das 20. Jahrhundert hinweg in jeder Generation tiefgreifende soziale Transformationsprozesse durchlaufen, geprägt etwa von Kolonialismus, sozialistischer Revolution und marktwirtschaftlicher Restrukturierung. Dieser massive, bis heute andauernde soziale Wandel hat eine kulturell sehr vielfältige, sich ständig verändernde Gesellschaft hervorgebracht, in deren Alltag fast alles aushandelbar erscheint, die deshalb aber auch ständige Anpassungsleistungen und ständiges Umdenken erzwingt – und deren Mitglieder sich zu Recht fragen, in welcher Art von Gesellschaft sie eigentlich leben und in welche Zukunft diese Gesellschaft sich bewegt. Eine häufig genutzte, klassisch soziologische Antwort auf diese Frage liegt darin, beobachtbare Praktiken zu klassifizieren, und die so gewonnenen Typen auf einem linearen Zeitstrahl zu verorten. Erfahrungen des sozialen Wandels lassen sich dann verstehen, wenn Wandel als Abfolge von Idealtypen oder als Bewegung von einem Idealtyp zum anderen beschrieben und auf einen eindeutigen Begriff gebracht wird – etwa Rationalisierung, Individualisierung oder Pluralisierung.

Diese Analysestrategie ist allerdings in der letzten Zeit häufig kritisiert worden, weil verschiedene Autoren die Vorstellung linearer Zeitlichkeit dekonstruieren (Koselleck 2004) oder die eurozentrischen, kolonialen Aspekte dieser Zeitkonzepte kritisieren (zum Beispiel Chakrabarty 1992; Wilk 1994; Escobar 1995). Oft ist nämlich lineare Zeit und die Idee eines Fortschritts hin zu einem vereinfacht gedachten Idealbild einer »modernen Gesellschaft« zusammen mit dem Versuch, die Welt in eindeutige Kategorien einzuteilen, nicht nur eine analytische Tätigkeit von Soziolog*innen, sondern auch eine Machtpraxis im erforschten Feld. Wenn wir als Soziolog*innen China erforschen, müssen wir nicht nur eine uneindeutige Gesellschaft auf den Begriff bringen, sondern eine Gesellschaft, in der es ständig unterschiedlich erfolgreiche Vereindeutigungsprojekte gibt – und in der soziologische Diskurse von Fortschritt und Moderne oft selbst Teil dieser Vereindeutigungsprojekte sind.

Die Arbeit »Shopping in China. Mikrodispositive konsumistischer Subjektivation im Alltagsleben chinesischer Studierender« versucht, mit diesem

analytischen Dilemma umzugehen, in dem sie anhand von ethnographischen und videographischen Analysen von Konsumpraktiken in China neue theoretische Begriffe zur Beschreibung dieser Praktiken entwickelt. Die Arbeit verbindet Ideen aus Governmentality Studies und Postcolonial Studies mit ethnomethodologischen Perspektiven auf die situierte Hervorbringung der Wirklichkeit. Sie versucht dabei, theoretische Begriffe von sowohl fallspezifischer als auch allgemeiner soziologischer Relevanz an der Beobachtung von Alltagspraktiken in China zu entwickeln.

Im Rahmen einer detaillierten, auf Ethnographie und Videographie basierenden Beschreibung und Analyse von Konsumpraktiken junger Chinesen versucht die Arbeit auch, drei theoretisch-methodologische Fragen zu beantworten, die eng mit der sozialen Realität in China verbunden sind. Erstens: Wie spielen multiple und uneindeutige Alltagspraktiken mit Diskursen zusammen, die diese Praktiken in eindeutige, vereinfachende Kategorien wie Tradition/Moderne und China/Westen zu pressen versuchen? Zweitens: Mit welchen theoretischen Begriffen können wir die Vielfalt dieser Praktiken beschreiben? Drittens: Wie kann eine Welt, in der Sprechweisen und gelebte Alltagspraktiken immer wieder auseinanderklaffen, soziologisch erforscht werden?

Die Arbeit basiert auf einer einjährigen ethnographischen Feldforschung im Jahr 2014, die um zwei, etwa sechswöchige Feldaufenthalte in den Jahren 2013 und 2015 erweitert wurde. Im Rahmen dieser Feldforschung wurden neben der ständigen teilnehmenden Beobachtung Video- und Audioaufnahmen sowie Beobachtungsprotokolle von Shoppingtouren angefertigt, Interviews mit Studierenden geführt und Protokolle von Chats mit Studierenden gespeichert und analysiert. Ergänzend zur Feldforschung wurden Aufsätze chinesischer Beamter und Sozialwissenschaftler analysiert. Im Folgenden möchte ich drei zentrale theoretische, aus den empirischen Befunden der Arbeit entwickelte Einsichten darstellen. Erstens die sozialtheoretisch-methodologische Einsicht, dass Praktiken der (konsumistischen) Subjektivierung als situierte Praktiken beobachtbar sind und daher über videographische Verfahren erforscht werden können. Zweitens die Erkenntnis, dass in China multiple Subjektivitäten des Konsums beobachtbar sind, deren Multiplizitäten auf einer tieferen Ebene liegen, als durch den Begriff der Pluralisierung erfassbar ist. Drittens die Erkenntnis, dass meine Fallstudie einen Bruch zeigt zwischen Praktiken, in denen sich besagte Multiplizitäten manifestieren, und Diskursen

(die auch die Beteiligten selbst heranziehen), die sich an einem Fortschrittsnarrativ mit oft holzschnittartigen Vorstellungen von Westen/China und modern/rückständig orientieren.

Alltägliche Praktiken der Subjektivierung

Einen zentralen theoretischen Ausgangspunkt der Arbeit bilden Theorien der Subjektivierung durch alltägliche Konsumpraktiken (zum Beispiel Schrage 2009). Praxistheoretische Ansätze zu Subjektivierung weisen die Idee eines prä-existenten Subjektes zurück und thematisieren stattdessen, in Reckwitz' Worten, das Subjekt »im Prozess seiner permanenten kulturellen Produktion« (Reckwitz 2008: 10). Im Bereich des Konsums steht hier etwa die Hervorbringung eines »begehrenden Subjektes« im Mittelpunkt (Miller, Rose 1997), das die Welt als aus konsumierbaren Dingen bestehend wahrnimmt (Schrage 2009). Diverse Konsumpraktiken und -objekte können sich zu einem Dispositiv (Bührmann, Schneider 2008) zusammenschließen, das Subjekte mit spezifischen Selbst- und Weltverhältnissen (Schrage 2009) hervorbringt. Dabei geht es, wie Reckwitz (2006) treffend hervorhebt, nicht einfach um den Umgang von Subjekten mit Normen, sondern viel grundlegender um die Vorstellungen und Bedingungen des In-der-Welt-Seins und Subjekt-Seins, auf dessen Basis überhaupt erst etwa eine Trennung zwischen »Norm« und »Selbst« oder ein »umgehen« mit Normen vorstellbar sind.

Verschiedene Studien zeigen, dass Konsumpraktiken in China von den erforschten Konsument*innen als eine Transformation in eine neue Art von Subjekt erfahren wird – und zwar insbesondere eine Transformation in modernere Menschen (zum Beispiel Rofel 1999). In der Tat produzieren die chinesische Regierung und sozialwissenschaftlich publizierende Beamte einen von bisher unerschüttertem Steuerungsoptimismus geprägten Diskurs der sozialistischen Modernisierung, in dessen Rahmen Konsum als ein Instrument zur Modernisierung von Land, Bevölkerung und einzelnen Subjekten eingeplant wird (Meinhof 2018a: 81 ff.). Beispielsweise wird eine Pluralisierung des Konsums von Sozialwissenschaftlern in China als Mittel zur Steigerung der Inlandsnachfrage, aber auch zur Umerziehung der Menschen zu mehr Selbstständigkeit thematisiert – eine Umerziehung, die letztendlich wiederum auf eine Modernisierung des Landes und seiner Menschen abzielt (Meinhof 2018b). Diese Perspektive wird, wie ich zeigen konnte, von chine-

sischen Studierenden zumindest insofern geteilt, dass auch diese in Interviews die Welt in »moderne« und »rückständige« Orte und Menschen einteilen, und das »Moderne« dabei als überlegen und für China erstrebenswert darstellen (Meinhof 2018a: 291 ff.).

Wie lässt sich nun aber ein Regime der Subjektivation durch alltägliche Konsumpraktiken erforschen? Praxistheoretisch lässt es sich nicht rechtfertigen, diese Frage allein über Interviews zu beantworten, die ja ebenfalls ein Sprechen von außerhalb der Situation über die Situation darstellen und daher auch eine Form von Diskurs erfassen. Für meine Forschung boten vor allem Videoanalysen die Möglichkeit, flüchtige und komplexe Praktiken des Umgangs mit Objekten zu analysieren, weil Videos im Nachhinein immer wieder und in Zeitlupe oder Vergrößerung angesehen werden können. Dies führte zu einer Idee, die zugleich einen Befund und eine methodologisch-sozialtheoretische Programmatik der Arbeit darstellt.¹ Formen konsumistischer Subjektivation, so lautet die Idee, sind in ein Dreiecksverhältnis eingebettet: Erstens in Diskurse von Beamten und Sozialwissenschaftlern, die aus einer Position als Mitglieder formaler, staatlicher Institutionen Texte mit Policy-Implikationen produzieren – im Folgenden »institutionelle Diskurse« genannt. Zweitens in Erzählungen oder Texten von Personen, die eine Selbstbeschreibung von außerhalb der eigentlichen Situation anfertigen, und die ich als »Sprechweisen Studierender« bezeichne. Drittens die Praktiken des Konsumierens, die in der Situation des Konsums stattfinden, egal ob dies nun nicht-sprachliche (etwa Berühren, Blicken) oder sprachliche (etwa Reden über das Konsumobjekt) Praktiken sind. Die Frage, ob institutionelle Diskurse, Sprechweisen Studierender in Interviews und Praktiken ähnliche Inhalte aufweisen oder sich an ähnlichen Problemen orientieren, ist eine empirische Frage. Im Fall meiner eigenen Forschung lässt sich zeigen, dass die Autoren institutioneller Diskurse und Studierende in Interviews zwar unterschiedliche Begriffe benutzen, sich aber an einem ähnlichen Problem orientieren – dem Problem einer vermeintlichen »Rückständigkeit« Chinas. Die Praktiken, die beim Shopping beobachtbar sind, orientieren sich dagegen an ganz anderen Problemen, zum Beispiel an Problemen von Qualität, Preis und dem Zueinander-Passen von Produkten.

¹ Diese Idee ist Befund und Methodologie zugleich, weil im Rahmen des Forschungsprozesses ständig Unterfragen, Erhebungsmethoden, (sozial)theoretische Annahmen und Beobachtungen bzw. Zwischenergebnisse wechselseitig einander angepasst wurden.

Insbesondere für die Praktiken konsumistischer Subjektivation stellte sich dann die ebenfalls empirische Frage, ob verschiedene Praktiken und verschiedene Situationen sich zu einem Dispositiv zusammenschließen. Diese Frage wurde in zwei Schritten beantwortet. Erstens wurde unter Rückgriff auf Deleuzes (1996) Konzept des »Mikrodispositiv« gefragt, ob sich materiale Arrangements (etwa Objekte, Waren), nichtdiskursive Praktiken (blicken, berühren) und diskursive Praktiken (etwa Sprachbeiträge, in denen Erklärungen für das eigene Verhalten produziert werden) in Shopping-Situationen zu einem Mikrodispositiv zusammenschließen. Zweitens wurde gefragt, ob diese Mikrodispositive einerseits miteinander und andererseits mit einem allgemeinen Diskurs so verflochten sind, dass ein über-situatives Dispositiv entsteht.²

Orte des Shoppings als Mikrodispositive

Das Entstehen eines Mikrodispositivs ließ sich für verschiedene Einkaufsumgebungen zeigen. Besonders durch die detaillierte Analyse von Videos konnte herausgearbeitet werden, wie eine ganze Reihe heterogener Praktiken und Objekte so aufeinander abgestimmt werden, dass sie in ihrem Zusammenspiel jeweils ein bestimmtes Paar an zusammengehörigen Welt- und Selbstverhältnissen hervorbringen. Hier spielen etwa Praktiken des Blickens, haptische Praktiken (Berühren von Objekten und Körpern), die Konstruktion von Raum durch Objekte und Praktiken, die situierte Etablierung und/oder Aushandlung von Preisen, sowie die Etablierung und Aushandlung von Vertrauen in Warenqualität und Händler in jeweils spezifischer Weise zusammen, um eine kohärente konsumistische Subjektivität hervorzubringen. Dabei zeigte sich, dass diese Welt- und Selbstverhältnisse nicht immer einen festen, in den Subjekten zu verortenden Habitus bilden. Viele Praktiken waren nur im Zusammenspiel mit dem jeweils situationsspezifischen materialen Arrangement möglich. Zudem üben Konsument*innen die zugehörigen Praktiken oft erst während des Shoppings ein. Sie beherrschen die »richtigen« Shoppingpraktiken nicht unbedingt bereits, sondern sie werden dazu verführt, diese Praktiken einzuüben – beispielsweise führten die Servicekräfte ihre Kund*innen immer wieder zu Spiegeln und »lehrten« sie dabei, Spiegel zu benutzen, das Bild im Spiegel als eigenes Selbst zu thema-

² Siehe ausführlicher dazu Meinhof (2018a: 54 ff.).

tisieren, und dieses »Selbst« auf eine bestimmte Weise und unter bestimmten, ästhetischen Gesichtspunkten zu betrachten. In diesem Sinne lässt sich also durchaus von in sich kohärenten Mikrodispositiven sprechen, die bestimmte Vorstellungen vom konsumierenden Subjekt nicht nur voraussetzen, sondern sie mit-ermöglichen und mit-erschaffen.

Allerdings zeigt meine Arbeit, dass sich diese in sich durchaus kohärenten, zu bestimmten subjektivierenden Praktiken verführenden Mikrodispositive nicht miteinander zu einem Gesamtdispositiv verbinden. Vielmehr werden insbesondere in Shoppingmallgeschäften und an Marktständen geradezu konträre Subjektvorstellungen hervorgebracht. Zwar wird an beiden Orten die Aktivität des »Wählens« und die Vorstellung eines »wählenden Subjektes« hervorgebracht. Doch die Formen des Wählens und die Vorstellung des Subjekts, die dabei entstehen, unterscheiden sich massiv. Die verschiedenen Mikrodispositive entwickeln auf völlig unterschiedliche Weise ihre jeweils eigenen Regime der Individuation (über persönlichen Geschmack im Geschäft oder über individuell zu tragende Risiken am Marktstand) und eigene Regime des Wählens (als Auswählen zwischen formal unentscheidbaren Alternativen »gleich-guter« Waren oder als Herausfinden des besten Einzelstückes aus einem Angebot mit ungewisser Qualität). Diese Mikrodispositive lassen sich nicht mehr zu einer einzelnen Dispositivordnung oder einem einzelnen dominanten Subjekttyp zusammenführen.

Multiplizitäten und multiple Subjektivitäten

Diese Beobachtung führt zu einer der zentralen Erkenntnisse der Arbeit: In Bezug auf China von lose miteinander verbundenen »Multiplizitäten« (Deleuze, Guattari 2015: 7), von Mikrodispositiven und durch diese hervorgebrachte multiple Subjektivitäten gesprochen werden. Aus zwei Gründen schlage ich dabei den Begriff der Multiplizitäten vor: Erstens, weil in Shoppingpraktiken in China tatsächlich eine enorme Vielfalt beobachtbar ist, die sich nicht mehr auf einen gemeinsamen Nenner bringen lässt. Zweitens, weil »Pluralisierung« oder »Diversität« als Begriffe zur Beschreibung dieser Vielfalt ungeeignet sind, weil sie bereits mit anderen, unpassenden Vorstellungen besetzt sind.

»Shopping in China« zeigt, dass sich Konsum in China durch eine enorme Vielfalt an Objekten und an Praktiken des Erwerbens von Objekten auszeichnet. Dieser Konsum wird von Konsument*innen aber nicht unbedingt

in Stile oder Marken klassifiziert. Vor allem an Marktständen werden Objekte nicht als in Stile oder Marken einteilbare Waren behandelt, sondern als Einzelstücke, deren Eigenschaften für jedes Objekt separat eruiert werden müssen. Bedeutet dies nun aber, dass Konsum an Marktständen vielfältiger ist als in Shopping-Malls? In gewisser Weise ja, denn es gibt nicht zehn oder hundert Stile, sondern eine unendliche Zahl an potentiell singulären Konsumpraktiken. In gewisser Weise aber auch nicht, denn die Heterogenität des Konsums an Marktständen ist eine »unmarkierte Heterogenität« (Meinhof 2018a: 242 ff.) – sie wird nicht als Vielfalt sichtbar, weil die Grenzziehungen zwischen Stilen oder Marken, die eine Vielheit an verschiedenen Dingen erst sichtbar und zählbar macht, nicht unbedingt stattfindet, und weil Konsumenten nicht ständig mit dem eigenen, aus einem vielfältigen Angebot wählenden Selbst konfrontiert werden. Statt mehr oder weniger Vielfalt zeigen sich also unterschiedliche Regime der Vielfalt an Marktständen und in Shoppingmalls. In dem Nebeneinander verschiedener Regime der Vielfalt gerade auch in Bezug auf gleiche Warenformen, zeigt sich eine tiefer liegende »Vielfalt der Vielfältigkeiten«, für die ich den Begriff der Multiplizitäten nutze: Die Möglichkeit eines durch Marken und Stile vorstrukturierten, pluralisierten Konsums ist gegeben (etwa in Shoppingmalls), muss aber nicht genutzt werden, da auch andere Formen des Konsums, die eine andere Art an Vielfalt ermöglichen, erreichbar sind (etwa an Marktständen). Diese Multiplizitäten verweisen daher auch nicht auf eine kulturelle Diversität zwischen oder auf eine Hybridisierung von westlicher und chinesischer Kultur. Denn dass Shoppingmallgeschäfte und Marktstände jeweils unterschiedliche Mikrodispositive bilden bedeutet nicht, dass man diese Dispositive als »westlich« und »chinesisch« klassifizieren sollte – im Gegenteil verstehe ich die Einteilung von Konsumformen in westlich oder chinesisch, ähnlich wie eine Klassifikation in Stile, ebenfalls als eine im Feld generierte Ordnungsleistung, die zu bestimmten Klassifikationsregimen gehört und als deren Teil untersucht, aber nicht als analytische Kategorien genutzt werden sollte.³

Der Begriff der Pluralisierung ist zur Beschreibung dieser Multiplizitäten ungeeignet. Erstens verweist dieser Begriff in vielen Arbeiten über Konsum in Deutschland auf eine Vielfalt an Lebensstilen und ein zunehmend vom Berufsstand unabhängiges Wählen zwischen diesen Lebensstilen (etwa Rösse, Pape 2010) – also immer noch auf eine durch Stile vorstrukturierte Welt. Zweitens ist der Begriff der Pluralisierung (多样化, 多元化) ein zentraler

3 Eine genauere Erklärung dieser Ideen bei Meinhof (2018a: zum Beispiel 154 f. und 332 ff.).

Begriff in den institutionellen Diskursen in China, die zwischen rückständigem Konsum und modernem, pluralisiertem Konsum unterscheiden und die beschriebenen Multiplizitäten damit eher verdecken. Ich schlage daher den Begriff der Multiplizitäten gezielt als Begriff für eine tiefer liegende, auf Ebene der Subjektivationsregime liegende Vielfalt vor, im Kontrast zur Pluralisierung, die selbst als Teil einer Dispositivordnung verstanden werden kann.

Purifizierung und koloniale Zeitlichkeit

Diesen Multiplizitäten in den Praktiken des Shoppings stehen Diskurse gegenüber, die diese Praktiken klassifizieren, ordnen und in vielerlei Hinsicht »purifizieren« (Latour 1993: 10), weil sie ihren multiplen Charakter meist verdecken. Die Klassifikationen orientieren sich dabei an hochgradig pauschalisierenden und oft binären Kategorien: reich/arm, Stadt/Land, modern/rückständig, sowie etwas weniger eindeutig die Unterscheidung chinesisch/ausländisch oder chinesisch/westlich. Vor allem die Unterscheidung modern/rückständig ist dabei besonders ideologisch aufgeladen, einerseits weil sie die anderen beiden Unterscheidungen schluckt: Rückständig beinhaltet arm und wird mit Kleinstädten und oft mit China assoziiert. Modern beinhaltet reich, und wird immer mit Großstädten, oft zugleich auch mit »dem Westen« assoziiert. Dabei basieren die von Studierenden immer wieder postulierten Ähnlichkeiten zwischen reich-westlich-Großstadt und arm-chinesisch-Kleinstadt (oder Land) in vielen Erzählungen auf der grundlegenderen Klassifizierung als modern oder rückständig. Zum anderen ist dies die einzige Unterscheidung, die von Studierenden in Interviews teilweise dekonstruiert wird – und zwar durch die (politisch korrekte) Idee der »Tradition«, die zwar nicht modern, aber auch nicht rückständig ist, sondern als ein alter aber immer noch wertschätzender Aspekt des Chinesisch-Seins dargestellt wird.

Die Klassifikation und Purifizierung von Konsumpraktiken anhand dieser Kategorien hat vor allem zwei Auswirkungen: Erstens verdeckt sie den multiplen Charakter der Konsumpraktiken. Im Alltag nebeneinander und miteinander verflochtene Konsumpraktiken können als separate, eindeutig trennbare Entitäten thematisiert und sogar eindeutig identifizierbaren Gruppen zugeordnet werden. Reiche gehen (angeblich) in Shoppingmalls, die teilweise als »westlich«, aber immer als »modern« beschrieben werden. Arme gehen (angeblich) zu Marktständen, die immer als »chinesisch« und oft als

»rückständig« beschrieben werden. Hier kann anhand stereotyper, oft orientalistischer Kategorien eine Ordnung unterstellt werden, die so in den tatsächlichen Praktiken nicht existiert – dies ist gerade deshalb herausfordernd für die Soziologie, weil zumindest zwei Elemente dieser stereotypen Redeweisen, nämlich die Idee des »Modernen« und die Idee des »Westlichen«, auch in der Soziologie zentrale Begriffe darstellen.

Ein zweiter Effekt ist der, dass potentiell als »rückständig« klassifizierbare Praktiken und Orte, etwa Marktstände, besonders »verletzlich« werden. Die Frage, ob lokale staatliche Instanzen versuchen, Marktstände etwa durch Rückgriff auf die Polizei aus Städten zu entfernen, hängt in starkem Ausmaß damit zusammen, ob diese Marktstände als »rückständig« klassifiziert werden. Das bedeutet zwar nicht, dass Marktstände zwangsläufig marginalisiert werden. Im Gegenteil können sie als chinesische Traditionen wertgeschätzt werden. Doch selbst wenn ein Diskurs der »Tradition« die Marktstände heute rettet, können sie morgen schon wieder als »rückständig« bezeichnet werden.

Um diese Sprechweisen zu verstehen und in Kontrast zu solchen Theorien, die Modernisierung als analytischen Begriff verwenden, zu beschreiben, habe ich den Begriff der »kolonialen Zeitlichkeit« in Anlehnung an Wilk (1994) entwickelt: Chinesische Konsumdiskurse unterstellen demnach einen universellen Fortschritt hin zu einem normativ aufgeladenen, von allen Aspekten des »unmodernen« bereinigten Bild der Moderne, und fassen Abweichungen von dieser idealisierten Moderne als Rückständigkeit auf. Weil alles, was zum »rückständigen« China gehört, in einem vollständig »modernem« China verschwunden sein sollte, muss das Rückständige im Rückschluss zum Verschwinden gebracht werden. Damit werden nicht nur die Multiplizitäten chinesischer Konsumpraktiken verdeckt und zu Zeichen unvollständiger Modernisierung erklärt, sondern es wird insgesamt die Möglichkeit negiert, sich für eine andere als die idealisiert gedachte Moderne zu entscheiden.⁴ Das Konzept der kolonialen Zeitlichkeit, mit dem ich solche Diskurse analytisch beschreibe, stellt dabei nicht nur eine Kritik an den Konsumdiskursen in China dar, sondern ist implizit auch eine Kritik an jenen Formen soziologischer historischer Reflexion, die auf linearen Fortschritts- und Diffusionserzählungen oder auf einer Binarisierung und Trennung von Tradition/Moderne oder chinesisch/westlich basiert (Meinhof 2018a: 336 ff.). Damit ist aber nicht jede Form historischer Reflektion in der Kritik, sondern

⁴ Dies wirft natürlich wiederum die brisante Frage auf, wessen Vorstellung von Moderne hier als *die* Moderne etabliert wird (vgl. auch Meinhof 2018c).

nur eine spezifische Form der Fortschrittserzählung. Ich habe seit der Fertigstellung meiner Arbeit bereits weitere Überlegungen zu historischer Genese (Meinhof 2017) und politischer Überzeugungskraft (Meinhof 2018c) dieser Vorstellungen von Zeitlichkeit in China angestellt.

Diese Diskurse kolonialer Zeitlichkeit halten Studierende freilich nicht davon ab, die vermeintlich »rückständigen« Straßenstände ständig zu besuchen. Vor allem in Zibo gingen viele Studierende täglich zu Straßenständen. In Nanjing beschwerten sich Studierende, dass viele Straßenstände nicht bequem zu Fuß von der Uni aus erreichbar waren. Alle Studierenden zeigten sich fröhlich und interessiert, wenn sie Straßenstände besuchten – und doch erzählten sie mir an anderen Tagen, wenn wir fernab von Straßenständen in einem Café saßen und Interviews führten oft, dass Straßenstände in modernen Städten verschwunden seien. Meine Erklärung dafür ist, dass sich Einkaufspraktiken am Marktstand und Sprechpraktiken in Interviews mit Ausländern an unterschiedlichen situativen Problemen orientieren. Einkaufen orientiert sich je nach Ort an Problemen von Geschmack oder von Qualität und Preis. Das Sprechen über Einkaufen orientiert sich aber eher am Diskurs kolonialer Zeitlichkeit.

Fazit

Die Arbeit zeichnet das Bild einer Welt, in der ein ständiges Zusammenspiel von situativen Vereindeutigungen (etwa in einzelnen Mikrodispositiven oder durch Sprechen über Modernität) und nicht mehr vereindeutigbaren Multiplizitäten stattfindet. Viele der spezifischen Handlungsprobleme, die sich aus Sicht chinesischer Konsument*innen ergeben, hängen dabei nicht (nur) mit der Vielfalt an Entscheidungen und Risiken, sondern mit der Vielfalt, Entscheidungsweisen und Arten von Unsicherheiten zusammen. Hier zeigt sich ein Muster, das auch sonst mein Bild des Lebens in China widerspiegelt: Der Staat redet autoritär, teilweise sogar totalitär, doch auf der Ebene des Alltagslebens gibt es für alle irgendwie »einen Weg«.

Der Begriff der Multiplizitäten soll genau dieses Spannungsverhältnis beschreibbar machen. Er soll als konzeptuelle Alternative zur Idee eindeutiger Grundstrukturen oder eindeutiger Trends dienen, und es damit ermöglichen, Vereindeutigung als Machtstrategie zu analysieren. Damit soll zugleich die Frage, ob eine Pluralisierung oder Standardisierung des Konsums statt-

findet, zu Gunsten der Frage aufgegeben werden, welche Arten von Pluralität und Standardisierung in welchen Kontexten jeweils auf welche Weise hervorgebracht werden.

»Shopping in China« lässt sich damit auch als Plädoyer dafür lesen, die analytische Vereindeutigung von beobachteten Alltagspraktiken zurückzuführen zu Gunsten einer Analyse der Vereindeutigungs- und Klassifizierungspraktiken im Feld – eine analytische Haltung, die etwa in Postcolonial Studies und Gender Studies bereits seit langem erfolgreich genutzt wird. Die Arbeit sollte damit relevant sein nicht nur für Soziolog*innen, die sich für Alltagspraktiken in China und Konsum in China interessieren, sondern auch in einem erweiterten Sinne für Forscher*innen, die an der Frage interessiert sind, auf welche Weise sich Praktiken der Subjektivierung empirisch analysieren lassen, und insbesondere wie dabei mit Uneindeutigkeiten und Vereindeutigungen – insbesondere mit Auswirkungen kolonialer Zeitlichkeit – umgegangen werden kann.

Literatur

- Bührmann, A.D., Schneider, W. 2008: Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld: Transcript.
- Chakrabarty, D. 1992: Postcoloniality and the Artifice of History: Who Speaks for »Indian« Pasts? Representations, 37. Jg., 1–26.
- Deleuze, G. 1996: Lust und Begehren. Berlin: Merve-Verlag
- Deleuze, G., Guattari, F. 2015: A thousand plateaus. London: Bloomsbury Academic.
- Escobar, A. 1995: Encountering development. The making and unmaking of the Third World. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Koselleck, R. (Hg.). 2004: Futures past. On the semantics of historical time. New York, NY: Columbia University Press.
- Latour, B. 1993: We have never been modern. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Meinhof, M. 2017: Colonial Temporality and Chinese National Modernization Discourses. Interdisciplines, 8. Jg., Heft 1, 51–80.
- Meinhof, M. 2018a: Shopping in China. Dispositive konsumistischer Subjektivierung im Alltagsleben chinesischer Studierender. Wiesbaden: Springer VS.
- Meinhof, M. 2018b: Geplante Pluralisierung – Konsum, Sozialwissenschaft und die Erschaffung einer modernen Bevölkerung in China. In B. Alpermann, B. Herrmann, E. Wieland (Hg.), Aspekte des sozialen Wandels in China. Familie, Bildung, Arbeit, Identität. Wiesbaden: Springer VS, 325–353.
- Meinhof, M. 2018c: Contesting Chinese modernity? Postcoloniality and discourses on modernisation at a Chinese university campus. Postcolonial Studies, 1–16.

- Miller, P., Rose, N. 1997: Mobilizing the Consumer. Assembling the Subject of Consumption. *Theory, Culture and Society*, 14. Jg., Heft 1, 1–36.
- Reckwitz, A. 2006: Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, A. 2008: *Subjekt*. Bielefeld: Transcript.
- Rofel, L. 1999: *Other modernities. Gendered yearnings in China after socialism*. Berkeley: University of California Press.
- Rössel, J., Pape, S. 2010: Lebensstile und Konsum. In J. Beckert, C. Deutschmann (Hg.), *Wirtschaftssoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 49*. 344–365.
- Schrage, D. 2009: *Die Verfügbarkeit der Dinge. Eine historische Soziologie des Konsums*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Wilk, R. 1994: Colonial Time and TV Time: Television and Temporality in Belize. *Visual Anthropology Review*, 10. Jg., Heft 1, 94–102.

Sektion Arbeits- und Industriosozologie und Sektion Wissenschafts- und Technikforschung

Frühjahrstagung »Arbeit und Technik revisited« am 12. und 13. April 2018
im Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung

Im Zuge der Debatten um Industrie 4.0 und Digitalisierung stand das Verhältnis von Arbeit und Technik im Fokus der Frühjahrstagung der Sektionen Arbeits- und Industriosozologie und Wissenschafts- und Technikforschung. Mit 130 TeilnehmerInnen und 24 Präsentationen war sie eine der größten Tagungen der beiden Sektionen – dies schlug sich auch in der Vielfalt der Untersuchungsgegenstände, methodischen Zugänge und theoretischen Perspektiven der Vorträge nieder.

Der erste Konferenztag begann mit der Session »Revisionen und Rekonzeptualisierungen«, in der das Konzept des soziotechnischen Systems und seine Relevanz für die heutige Debatte diskutiert wurde. *Harmut Hirsch-Kreinsen* (Dortmund) kritisierte das Konzept als zu statisch und unterkomplex. Er plädierte für eine Erweiterung der soziotechnischen System-Perspektive durch das Theorem der Organisationstechnologien, das am Frankfurter Institut für Sozialforschung entwickelt worden war. *Ingo Matuschek* und *Frank Kleemann* (Duisburg-Essen) nutzten den soziotechnischen Ansatz hingegen als Ausgangspunkt ihrer Analyse zum Stellenwert informellen Arbeitshandelns im Zuge der Digitalisierung von Industriearbeit.

In der Session »Perspektiven auf Technik in der Arbeitsforschung« betonten *Volker Baethge-Kinsky*, *Martin Kublmann* und *Knut Tullius* (Göttingen), dass die Analyse von Digitalisierungsprozessen die Praktiken der Aneignung von Technik, die Rolle von stofflichen und tätigkeitsbezogenen Eigenheiten von Arbeitsprozessen und schließlich die Wichtigkeit arbeitspolitischer Leitbilder berücksichtigen muss. *Edelgard Kutznier* (Dortmund) diskutierte die Potentiale der Digitalisierung für einen Wandel der geschlechterbezogenen Arbeitsteilung und Ungleichheiten.

Die nächste Session fokussierte auf »Widersprüche und Konflikte bei der Einführung digitaler Technik«. *Eva-Maria Walker* (Alfter bei Bonn) analysierte die Wahrnehmung der Beschäftigten im Hinblick auf die von digitalen Assistenzsystemen ausgeübte Kontrolle, wobei sie auf die Gleichzeitigkeit der negativen Aspekte der Kontrolle wie auch ihrer positiven Bewertung im Hinblick auf Leistungsgerechtigkeit hinwies. *Hendrik Lager* und *Ralf Kopp* (Dortmund) arbeiteten anhand von Fallstudien die Bedeutung eines praxistheoretischen Zugangs bei der Analyse von Digitalisierungsprozessen heraus.

Im ersten Beitrag der Session »Gestaltung und Aushandlung des Einsatzes von Technik« präsentierten *Ulrich Meyer* und *Tobias Drenlani* (München) die Entwicklung eines sogenannten Praxislabor, das projektförmig neue Formen der Arbeit in Unternehmen erproben soll. *Maren Evers*, *Martin Krzywdzinski* (Berlin) und *Sabine Pfeiffer* (Nürnberg-Erlangen) stellten eine Analyse der Sichtweise von Technikentwicklern auf die Auswirkungen des Einsatzes von *Wearables* (Datenbrillen, Smartwatches etc.) im Betrieb vor.

Die Session »Digitalisierung und Formalisierung« begann mit dem Beitrag von *Marc Jungtäubl*, *Margit Weibrich* und *Marco Kuchenbaur* (Augsburg), die die Einführung digitaler Planungs- und Steuerungssysteme in Krankenhäusern beleuchteten. *Stefanie Büchner* (Bielefeld) analysierte in ihrem Beitrag integrierte Informations- und Steuerungssysteme für Organisationen entlang von zwei Fallbeispielen von Krankenhausinformationssystemen und einer Portal-lösung für soziale Dienste.

Der erste Konferenztag endete mit der Session »Gesellschaftstheoretische Perspektiven auf Arbeit und Technik«. *Ulrich Brinkmann*, *Tanja Paulitz*, *Irmgard Dienwald* und *Ulrich Hartl* (Darmstadt) präsentierten erste Überlegungen zur Analyse von Ungleichheitslinien, die durch Prozesse der Digitalisierung der Arbeit erzeugt werden. In dem anschließenden Beitrag präsentierte *Knut Laaser* (Cottbus) die Labour-Process-Perspektive auf Fragen der Digitalisierung der Arbeit.

Der zweite Konferenztag begann mit der Session »Digitalisierung in der Logistik«. *Jan Schlüter*, *Marco Hellmann* und *Johannes Weyer* (Dortmund) analysierten unter Bezugnahme auf das Work-Ability-Konzept die Digitalisierung und die steigende Kontrolle von Beschäftigten in der Transportlogistik. *Florian Butollo*, *Thomas Engel*, *Manfred Fächtenkötter*, *Robert Koepf* und *Mario Ottaino* (Berlin, Jena) diskutierten Managementstrategien in einem Logistikcenter, die auf Automatisierung und zugleich ausgedehnte Kontrolle der Arbeit durch digitale Infrastrukturen zielen.

In der Session »Digitale Technik und neue Formen der Organisation von Arbeit« argumentierten *Simon Schaupp* (Basel) und *Philipp Staab* (Kassel), dass sich die neuen Systeme algorithmischer Kontrolle der Arbeit vor allem durch zwei Elemente auszeichnen, die sie aus dem Bereich des kommerziellen Internets übernommen haben: neuartige Bewertungssysteme der Arbeitskräfte und ubiquitäres Tracking der Arbeitstätigkeit. *Bruno Cattero* (Alessandria) plädierte für eine Rückbesinnung auf James Thompsons Organisa-

tionstheorie und die Begriffe der Verkettungs- und Vermittlungstechnologien. Am Beispiel von Amazon beschrieb er die Verbindung von Verkettung und Vermittlung.

Unter dem Sessiontitel »Methodologische Aspekte der Analyse von Digitalisierungsprozessen« präsentierte zuerst das *Berliner Script Collective* einen Beitrag, in dem das technikoziologische Konzept des Scripts zur Erfassung unterschiedlicher Formen des Technikeinsatzes in Arbeitsprozessen umgesetzt wurde. *Eva Susanna Kunze* und *Christian Manfred Wilke* (Bielefeld) fokussierten anschließend auf die Diskussion der Potentiale der Qualitative Comparative Analysis (QCA) für konfigurative Forschungsdesigns.

Wie in einem Brennglas problematisierte die Session »Sociology of Work meets Science and Technology Studies« das Motto der gesamten Tagung. *Tudor Ionescu* und *Martina Merx* (Klagenfurt) untersuchten Industrie-4.0-Demonstratoren auf der Grundlage ethnographischer Konzepte. *Klara-Aylin Wenten* (München) diskutierte aus der Perspektive der Science and Technology Studies die Konstruktion und Performance von Arbeit und Technik in industriellen Makerspaces.

Die Session »Arbeits- und Produktionssysteme im Kontext der Digitalisierung« begann mit dem Beitrag von *Alexander Bendel* und *Erich Latniak* (Duisburg-Essen), die ein Interventionsprojekt zur Gestaltung von Digitalisierungsprozessen in Industrieunternehmen präsentierten. Der Beitrag von *Florian Butollo*, *Ulrich Jürgens* und *Martin Krzywdzinski* (Berlin) argumentierte, dass digitale Technologien in bestehende Lean-Produktionssysteme eingepasst werden. Die Folgen dieser Einpassung diskutierten die Autoren anhand von empirischen Fallbeispielen und in Anlehnung an Paul Adlers Organisationstheorie.

Die letzte Session der Tagung stand unter dem Titel »Arbeit in der Plattformökonomie«. *Jasmin Schreyer* und *Jan-Felix Schrape* (Stuttgart) analysierten die algorithmische Arbeitskoordination auf Crowdworking-Plattformen am Beispiel des Unternehmens Foodora. *Christine Gerber* und *Martin Krzywdzinski* (Berlin) präsentierten ihre Analyse der Managementstrategien und Mechanismen der Arbeitsregulierung auf der Basis von 15 Kurzfallstudien auf Crowdworkplattformen.

Einen öffentlichen Abschluss der Tagung im Sinne einer *Public Sociology* bildete eine Podiumsdiskussion zum Thema »Startups and Platforms: Regulating Labor in the Gig Economy« mit *Sabine Pfeiffer*, dem amerikanischen Wirtschaftsjournalisten *Steven Hill* und *Six Silberman* von der IG Metall.

Martin Krzywdzinski

Ein kurzes Gespräch mit der Soziologin Tanja Bogusz, Namensgeberin der Seeschnecke »Joculator boguszae«

Frau Bogusz, *Shell small, oval in shape with constricted base. Suture moderately impressed ... Color whitish.* Das sind laut den Biologen Alberto Cecalupo und Ivan Perugia die Eigenschaften der neuentdeckten, nach Ihnen benannten Schnecke »Joculator boguszae«. Erkennen Sie sich wieder?

Tanja Bogusz: Im physischen oder im übertragenen Sinne? Naja, Scherz beiseite – zur äußeren Beschaffenheit der Seeschnecke gibt's wohl nur die Übereinstimmung, »weiß« zu sein. »Impressed«, also beeindruckt (was in der taxonomischen Beschreibung nicht gemeint ist, sondern »eingedrückt«) war ich allerdings zutiefst, als ich von der Namensgebung erfuhr ... Und als waschechte Hamburgerin finde ich es natürlich schön und passend, dass ein Meerestier nach mir benannt wurde.

Wie kam es zu der Namensgebung?

Tanja Bogusz: Ich habe 2011/2012 eine mehrmonatige Laborstudie am Pariser Naturkundemuseum über die sozialen Implikationen naturwissenschaftlicher Biodiversitätsforschung durchgeführt. Es handelte sich um die Abteilung für meeresbiologische Taxonomie und Systematik von invertebralen Meerestieren, die von Phillippe Bouchet geleitet wird. Nach einiger Zeit war dann klar, dass ich den Taxonomen über das Labor hinaus dahin folgen muss, wo sie ihre »Daten« rekrutieren – auf ihre Expeditionen. Damit bekam das Ganze dann schnell eine globale Dimension, denn die Taxonomen unternahmen 2012/13 eine fast viermonatige internationale Expedition am sogenannten »Bismarckarchipel« an der Küste von Madang in Papua Neuginea. Es war die erste großangelegte Expedition in dieser Region. Die Kosten lagen bei über 2 Millionen Euro. Über 300 Personen waren an der maritimen und der terrestrischen Erhebung der lokalen Artenvielfalt beteiligt. Ich akquirierte eigene Drittmittel und verbrachte knapp zwei Monate mit den Meeresbiologen. Ich begleitete sie auf zahlreiche Meeresfahrten mit Schlauchbooten und auf dem Forschungsschiff, im Süßwasser, im Labor, sowie bei Verhandlungen mit der lokalen Bevölkerung und den Klans. Ich zeichnete unterschiedliche Perspektiven auf die Expedition auf und beriet die Expeditionsleitung in Konfliktsituationen. Offensichtlich war man mit meinem wissenschaftlichen Beitrag zufrieden. Normalerweise werden hauptsächlich Naturforscher mit einer Namensgebung geehrt, und dann gibt man

natürlich lokale Namen aus den Regionen, in denen die Spezies »gefunden« wurden. Philippe Bouchet hatte Cecalupo und Perugia – Spezialisten für diese Art der Gasteropoden – dann den Vorschlag gemacht.

Schon Balzac hat ja im 19. Jahrhundert vorgeschlagen, eine Art sozialer Gattungslehre analog zur Zoologie zu betreiben. Auch wenn sich das soziologisch nicht durchgesetzt hat und die Biologie im 21. Jahrhundert nicht mehr den Status einer Leitwissenschaft hat: Haben Sie in Ihrer konkreten Forschung etwas von den Biologinnen und Biologen lernen können? Vermuten Sie umgekehrt einen Einfluss Ihrer spezifischen soziologischen Perspektive auf die wissenschaftliche Arbeit an Bord?

Tanja Bogusz: Oh ja, der Lerneffekt war immens. Aus einer Science and Technology Studies Perspektive wurde mir klar, dass die sozialen Aspekte naturwissenschaftlicher Biodiversitätsforschung mit einem kollaborativen Ansatz herausgearbeitet werden müssen. In der täglichen Interaktion mit den Biologen wurde schnell deutlich, dass es sich hierbei vor allem um eine methodische bzw. eine methodologische Aufgabe handelt. Sie haben Balzac angesprochen. Dass er ausgerechnet auf die Taxonomie kam – und in der französischen Soziologie, vor allem bei den Strukturalisten, insbesondere vom Balzac-Liebhaber Bourdieu wurde das taxonomische Denken gewissermaßen soziologisiert – liegt ja daran, dass die Taxonomen nicht nur quantifizieren, sondern auch qualifizieren. Während der Expedition stellte ich mir die Frage, wie qualitative Sozialforschung sich mit den *mixed methods* der Taxonomie sinnvoll verknüpfen kann. Die meisten Umweltsoziologen arbeiten ja qualitativ, während die Biodiversitätsforschung auf numerischen Daten basierend Grundlagenwissen generiert und korreliert. Dieser methodische Bias ist ein großes Problem in der interdisziplinären Zusammenarbeit.

Digitale Plattform für forschendes Lernen zu prozessproduzierten Daten jetzt online

Die Forschungsgruppe »Entrepreneurial Group Dynamics«, angesiedelt an der Technischen Universität Berlin am Institut für Soziologie und gefördert von der VolkswagenStiftung (2017–2021), hat eine digitale Plattform für forschendes Lernen entwickelt. Die Plattform verbindet das Online-Training »Datenkunde« und die Mitmach-Aktion »Auf den Spuren von Unternehmern«. Dadurch wird Online-Lehre mit der Partizipation von Studierenden im laufenden Forschungsprojekt verbunden. Die Plattform ist unter www.datenkunde.org erreichbar.

Studierende für Mitmach-Aktion gesucht

Gemeinsam mit Experten auf diesem Gebiet wurde ein 45-minütiges Online-Training über die Herkunft, Güte, Verfügbarkeit und Verwendungsmöglichkeiten von prozessproduzierten Daten entworfen. Ziel ist, den Studierenden Wissen der sozialwissenschaftlichen Datenkunde zu vermitteln und eine kritische Auseinandersetzung mit der Güte von Quellen und den darin enthaltenden Daten zu fördern. Nach einer Registrierung ist das Online-Training auf der Plattform »Datenspuren« jederzeit kostenlos verfügbar und mit Bestehen eines Tests erhalten die Studierenden ein Zertifikat. Als Teil einer virtuellen Forschungsgemeinschaft können sie nun im Rahmen der Mitmach-Aktion Rechercheaufgaben aus dem Forschungsprojekt übernehmen und erhalten für jede Aufgabe Punkte. Aus Firmenwebseiten und Zeitungsartikeln werden Informationen über soziale Beziehungen der Gruppenmitglieder und die Entwicklung der Gruppe recherchiert, und vor allem die Güte der Quellen beurteilt. Die Studierenden können so das gelernte Wissen praktisch anwenden, erhalten ein Gefühl für die Verwendungsmöglichkeiten und Grenzen prozessproduzierter Daten und tragen zur Anreicherung unseres Datensatzes bei. Die Mitmach-Aktion hat zwei Phasen, in denen die Studierenden jeweils über zwei Wochen hinweg Punkte sammeln können und sich mit anderen Studierenden deutschlandweit messen können: vom 15. Januar bis 15. März 2019 und vom 15. Mai bis 15. Juli 2019. Für die ersten drei Plätze winken jeweils attraktive Preise.

Das Projekt erforscht gemeinschaftliche Gründungen zum Beispiel von Familienmitgliedern, Freunden oder ehemaligen Arbeitskollegen, die Zeit, Geld und Mühe in ein gemeinsames unternehmerisches Projekt investiert haben (www.entrepreneurialgroups.org). Diese werden als unternehmerische Gruppe bezeichnet. Durch die Zusammenführung von Informationen aus dem Handelsregister, Wirtschaftsdatenbanken und sozialen Netzwerken wurde für die Analyse der Verlaufsbahnen dieser Gruppen bereits ein neuartiger Datensatz aufgebaut. Informationen zu den sozialen Beziehungen zwischen den Gruppenmitgliedern lassen sich jedoch nicht mittels computergestützter Verfahren zusammentragen, sondern bedürfen sorgfältiger Recherche. Hier setzen wir nun auf die Unterstützung von Studierenden.

Einsatzmöglichkeiten der Plattform für Lehrkräfte

Das Projektteam freut sich über interessierte Lehrkräfte, die im Wintersemester 2018/19 und/oder im Sommersemester 2019 in ihren Lehrveranstaltungen auf das Online-Training und die Mitmach-Aktion verweisen. Gerne stellen wir dafür eine kurze Präsentation und Videomaterial zur Verfügung. Außerdem können das Online-Training und die Rechercheaufgaben auch direkt in die Lehrveranstaltung integriert werden, zum Beispiel zur Gestaltung einer Sitzung oder gar als eine Teilleistung.

Da diese Vorgehensweise noch recht neu und in der Forschungspraxis bisher wenig erprobt ist, wurde sie über mehrere Semester an der Technischen Universität Berlin getestet. Lehrevaluationen und Test zur Güte der erhobenen Daten sowie die Zurverfügungstellung der gewonnenen Erkenntnisse an die wissenschaftliche Gemeinschaft sind selbstverständlich.

Bei weiteren Fragen oder Interesse am Einsatz der Plattform »Datenspuren« in Lehrveranstaltungen können Sie gern einen Gesprächstermin vereinbaren (spurensuche@soz.tu-berlin.de oder 030-31475679).

Dr. Isabell Stamm
Institut für Soziologie
Technische Universität Berlin
D-10586 Berlin
E-Mail: isabell.stamm@tu-berlin.de

ASI-Nachwuchspreis 2019

Im Jahr 2019 verleiht die Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (ASI) zum vierten Mal den ASI-Nachwuchspreis. Dieser richtet sich an Nachwuchswissenschaftler/innen, die an einem ASI-Mitgliedsinstitut beschäftigt oder persönliches Mitglied der ASI sind. Mit dem Preis werden herausragende Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung prämiert. Er wird in diesem Jahr in zwei Kategorien vergeben:

1. Artikel mit einer inhaltlichen sozialwissenschaftlichen Fragestellung
2. Artikel mit einer Fragestellung aus dem Bereich der Methoden der empirischen Sozialforschung

Über die Verleihung des Preises, der in beiden Kategorien mit 500,- € dotiert ist, entscheidet der Vorstand der ASI.

Voraussetzungen für die Einreichung, die sowohl durch den Autor/die Autorin selbst als auch durch Dritte erfolgen kann:

- Es handelt sich um einen empirisch ausgerichteten sozialwissenschaftlichen Artikel mit methodischer oder inhaltlicher Fragestellung.
- Der Artikel ist in Deutsch oder Englisch verfasst. Der Artikel wurde innerhalb der letzten drei Jahre in einer Zeitschrift mit Peer-Review-Verfahren publiziert.
- Die Autorin/der Autor (bzw. einer der Autoren) des Artikels war während der Entstehungszeit des Artikels an einem ASI-Mitgliedsinstitut beschäftigt oder ist persönliches Mitglied der ASI.
- Alle Autoren/innen des Artikels sind Nachwuchswissenschaftler/innen. Bei nicht-promovierten Wissenschaftler/innen sollte der letzte Studienabschluss nicht länger als 5 Jahre zurückliegen. Bei promovierten Bewerber/innen sollte die Promotion nicht länger als 5 Jahre zurückliegen.

Einzureichen sind:

- Die Publikation im pdf-Format.
- Ein Lebenslauf des Autors/der Autorin bzw. der Autoren/innen (mit einem Verzeichnis der bisherigen Publikationen) im pdf-Format.
- Eine Bestätigung des ASI-Mitgliedsinstituts, dass die Publikation (bzw. der persönliche Anteil des jeweiligen Autors/der jeweiligen Autorin) in wesentlichen Teilen am Institut entstanden ist.

- Falls eine/r der Autoren/innen während der Entstehungszeit nicht an einem ASI-Institut beschäftigt war: Erklärung über den jeweiligen Arbeitsanteil der ASI-Autoren/innen in Prozent.

Einsendungen mit Angabe der Kategorie, für welche die Bewerbung erfolgt, bitte bis spätestens **1. April 2019** an:

Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (ASI)

Geschäftsstelle

Unter Sachsenhausen 6–8

D-50667 Köln

E-Mail: asi@asi-ev.org

Habilitationen

Dr. Kerstin Rosenow-Williams hat sich am 11. Januar 2017 an der Ruhr-Universität Bochum habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Migration and Climate Change as 21st Century Challenges. Social Science and Organizational Sociology Perspectives«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Gratulation zum 80. Geburtstag für Bernhard Schäfers

Die Soziologie hat – wie der Wein – ihre »großen Gewächse«. Bernhard Schäfers gehört dazu. Die Gratulation zum 80. Geburtstag gilt einem Soziologen, der die Soziologie in den vergangenen Jahrzehnten in herausragender Weise mitgestaltet, weiterentwickelt und durch eine Vielzahl von Publikationen bereichert hat.

Bernhard Schäfers, der am 26. Februar 1939 in einer Kaufmannsfamilie in Münster geboren wurde, erlebte seine Kindheit und Jugend in der Zeit des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit im Münsterland. In Osnabrück legte er im Jahr 1960 sein Abitur auf einem Wirtschaftsgymnasium ab. Er begann in diesem Jahr mit dem Studium der Volkswirtschaftslehre in Münster, wechselte aber zur Soziologie als Diplom-Hauptfachstudium, als sich dafür im Jahr 1962 die Möglichkeit bot. Der neue Studiengang war von Helmut Schelsky, seit 1960 Ordinarius in Münster, eingerichtet worden. Zu Bernhards Entschluss hatte auch Johann Plenge (geb. 1874) beigetragen, für den er seit 1960 als studentische Hilfskraft arbeitete und der ihn für Saint-Simon als »ersten Soziologen« begeisterte. Nach einem Semester in Wien im Jahr 1962 legte Bernhard in Münster 1965 das Diplom ab, mit einer veröffentlichten Arbeit über »Elendsviertel und Verstädterung in Lateinamerika«. Er promovierte bereits 1967 und habilitierte sich 1970 mit empirischen Arbeiten aus dem Bereich der Stadtsoziologie und der Raumplanung. Zum Sommer-Semester 1971 erhielt Bernhard Schäfers den Ruf auf die a.o. Professur für Soziologie an die Erziehungswissenschaftlichen Hochschule Rheinland-Pfalz, Abteilung Landau. Von 1977 bis 1983 hatte er eine ordentliche Professur an der Universität Göttingen inne. Schließlich wurde er, in der Nachfolge von Hans Linde, zum Leiter des Instituts für Soziologie an der Universität Karlsruhe/TH ernannt. Diese Position behielt er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2007 inne. Zuletzt berief ihn die Universität Bayreuth für das Sommersemester 2018 auf eine Senior-Gast-Professur an ihre Kulturwissenschaftliche Fakultät.

Das Besondere an Bernhard Schäfers Werk ist seine Meisterleistung bei der Erstellung von Lehrbüchern. Auf dem 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel im Jahr 2006 wurde ihm eine Urkunde im Namen der DGS überreicht, auf der steht: »Sonderpreis für die Entwicklung einer soziologischen Lehrbuchkultur in Deutschland«. Mit seinen Lehrbüchern führt Bernhard Schäfers in zahlreiche Bereiche der allgemeinen und

der speziellen Soziologie ein. In systematischer Abfolge steht die »Einführung in die Soziologie« am Anfang (2016). Die begriffliche und theoretische Grundlegung folgte in dem 1980 von ihm herausgegebenen Band »Grundbegriffe der Soziologie« (2016 in 10. Auflage, seither von Johannes Kopp und Anja Steinbach herausgegeben). Eine inhaltliche Vertiefung fand mit der »Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie« statt, die er zusammen mit Hermann Korte herausgab und die 2016 in 10. Auflage erschien. Weitere Lehrbücher entstanden zur speziellen Soziologie der Gruppe: »Einführung in die Gruppensoziologie« (1999 in 3. Auflage herausgegeben) und zur »Jugendsoziologie« (2005, 8., zusammen mit Albert Scherr überarbeitete Auflage). Seine Hinwendung zur Analyse der deutschen Gesellschaft erfolgte mit »Sozialstruktur und sozialer Wandel in Deutschland«. Das Werk erschien erstmalig 1976 und schließlich 2012 in der 9. Auflage. Eine breit angelegte Gesellschaftsanalyse wurde zusammen mit Wolfgang Zapf herausgegeben, das »Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands« (2. Auflage 2001). Die meisten Lehrbücher von Bernhard Schäfers und seinen Koautoren erreichten Auflagenrekorde und wurden vielfach rezeptiert. Darüber hinaus erfüllte Bernhard Schäfers 25 Jahre lang eine engagierte Redaktions- und Informationsfunktion als Mit-Herausgeber der Zeitschrift *Gesellschaft – Wirtschaft – Politik* (zuvor *Gegenwartskunde*), insbesondere als Experte für »Sozialstruktur«.

Bernhard Schäfers blieb immer mit der Soziologie der Münsterländer Schule verbunden. Die Münsteraner Kollegen waren in eine öffentlichkeitswirksame Konfrontation mit der Frankfurter Schule (insbesondere Adorno) und der Kölner Schule (insbesondere König) einbezogen, bei der vor allem die Namen von Schelsky und Plenge im Vordergrund des Münsteraner Ansatzes standen. Schelsky, der im Studium Bernhard Schäfers Prüfer war, hatte früh durch seine Publikationen Aufmerksamkeit gefunden. Plenge, seit 1913 als Ordinarius für VWL in Münster, war zusammen mit Leopold von Wiese Begründer der Allgemeinen Beziehungslehre und der Organisationssoziologie. Nach dessen Tod im Jahr 1963 wurde Schäfers mit der Sichtung des Nachlasses betraut (er befindet sich in der Universitätsbibliothek Bielefeld). Auf der Grundlage des Nachlasses wurde eine Gedenkschrift mit einem umfangreichen Beitrag über »Soziologie und Wirklichkeitsbild. Plenges Beitrag zur deutschen Soziologie um 1930« veröffentlicht. Bernhard geht auch später auf seinen ehemaligen Münsterländer Kontext ein. In Heft 1/2009 der SOZIOLOGIE erinnerte er an den 25. Todestag von Helmut Schelsky. Über ihn stellt er fest, dass er wie kein anderer für die Soziologie

als »öffentliche Wissenschaft« Fundamente gelegt und für den Ausbau der Soziologie bedeutende institutionelle Weichen gestellt habe. Die Wertschätzung von Schelsky fiel freilich bei der Kölner Schule, der Frankfurter Schule und der Münsterländer Schule sehr unterschiedlich aus. In einem anderen Beitrag (SOZIOLOGIE 2/2017) schließt Bernhard an seine Wiener Studienzeit an und befasst sich mit Otto Neurath und dessen Konzept des logischen Empirismus. Dieser gehörte dem Wiener Kreis der analytischen Philosophie an und hat als »Volksaufklärer« eine empirische Soziologie mit dem Ziel der Förderung einer glücklichen Gesellschaft entwickelt. Im vorliegenden Heft befasst sich Bernhard Schäfers auch mit dem Soziologen Leopold von Wiese und rückt ihn in die Aufmerksamkeit der jüngeren Generationen. Seine Neigung zur sozialhistorischen Analyse findet ihren Ausdruck nicht zuletzt in der breit angelegten Veröffentlichung zur »Sozialgeschichte der Soziologie«. Sie zeigt die Entwicklung der Soziologie seit der »Doppelrevolution«, also von industrieller und politischer Revolution, im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext. Für Bernhard Schäfers ist die Soziologie kurz definiert eine komplexe Wissenschaft vom Wandel der Gesellschaft, die im Spannungsfeld von »Werturteilsfreiheit« und »Gesellschaftskritik« steht. Sie wird nicht zuletzt von dem Impetus getragen »soziale Probleme in ihren Ursachen zu erkennen und durch die Analyse Möglichkeiten ihrer Beseitigung aufzuzeigen«.

Bernhard war in seiner Profession eine markante Stimme und übernahm immer wieder professionelle Ehrenämter und Positionen. Fachliche Bekanntheit erlangte Bernhard Schäfers bereits 1969 mit dem in der *edition subrkamp* herausgegebenen Band »Thesen zur Kritik der Soziologie«, der sich mit den Herausforderungen für die Soziologie in der Zeit der 68er Studentenunruhen befasste. Jahre später übernahm Bernhard vom Vorstand der DGS den Auftrag, einen Informationsband über Stand und Entwicklung der Soziologie in Deutschland herauszugeben. Der Band erschien unter den Titeln »Soziologie in Deutschland«, »Sociology in Germany« auf Deutsch und Englisch (1994/95). Die Stunde der Praxis schlug für Bernhard mit der deutschen Vereinigung. Die Probleme der Zusammenführung der beiden soziologischen Gesellschaften waren nicht unerheblich, nicht zuletzt, weil die »Gesellschaft für Soziologie« in der DDR erst kurz vor der Wiedervereinigung gegründet werden konnte. Bernhard Schäfers war von 1991 bis 1992 Vorsitzender der DGS und konnte die von Wolfgang Zapf, damals Präsident des WZB, begonnene Arbeit der Integration der Soziologie in Deutschland und des institutionellen Aufbaus in den neuen Bundesländern

fortsetzen (Schäfers war in entsprechenden Berufungskommissionen in Chemnitz und in Leipzig tätig). Die Aufbereitung der damaligen Probleme hat Bernhard später in der SOZIOLOGIE vorgenommen: »DGS und GfS. Die Gesellschaften für Soziologie im Vereinigungsprozess« (Heft 1/2016). Kolleginnen in der DGS betonen bis heute, dass sich Bernhard besondere für den wissenschaftlichen Nachwuchs, vornehmlich die Gleichberechtigung der Frauen eingesetzt hat. Von seinen ehrenamtlichen Tätigkeiten für die Profession sei erwähnt, dass er auf seinen Professuren in Landau und dann in Karlsruhe jeweils zweimal als Dekan fungierte und von 1977 bis 1983 Mitglied des DFG-Senats- und des Bewilligungsausschusses für die Sonderforschungsbereiche war.

Ein neu gegründetes Arbeitsgebiet von Bernhard sind seit seiner Karlsruher Zeit und der Zweitmitgliedschaft in der Fakultät für Architektur seine Arbeiten zur Architektur- und zur Stadtsoziologie. Er trug zunächst zur Stadtsoziologie bei: Sein Lehrbuch zur Stadtsoziologie erschien 2006, dann in 2. Auflage 2010. Im Hinblick auf die Architektursoziologie war sein Engagement grundlegend: Er veröffentlichte das erste Lehrbuch zur Architektursoziologie (2014 in 3. Auflage). Zuvor hatte er sich intensiv um ihre Begründung und Anerkennung bemüht. In einem Aufsatz in der SOZIOLOGIE (Heft 2/2004) hat Bernhard sein Konzept der Architektursoziologie vorgelegt und seine Innovationsfähigkeit unter Beweis gestellt.

Herzlichen Glückwunsch zum 80. Geburtstag, lieber Bernhard. Sicherlich schließen sich dem viele Kolleginnen und Kollegen an. Du gehörst zu denjenigen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert die Soziologie zur institutionellen Etablierung begleitet haben. Wie Dein langjähriger Verleger in seinen Protokollen schrieb, bist Du »wohl der meistgelesene Verfasser und Herausgeber einführender und zusammenfassender Werke der Soziologie.« In einem jüngeren Aufsatz in der SOZIOLOGIE fragst Du »Was heißt und zu welchem Ende studiert man Soziologie?« Eine schöne Frage, die Du durch Deinen Lebenslauf und Dein humanes und professionelles Engagement nachdrücklich beantwortet hast. Die Konvention der Geburtstagswünsche genießt auch bei den Soziologen und Soziologinnen breite Anerkennung: Viele guten Wünsche sollen Dich erfreuen und Glück und Wohlergehen mögen Dich und Deine Angehörigen auf Deinem weiteren Lebensweg begleiten.

Wolfgang Glatzer

In memoriam Peter A. Berger (8. März 1955 – 14. September 2018)

Am 14. September 2018 starb Peter Berger im Alter von nur 63 Jahren. Zuvor hat er für mehr als zwei Jahrzehnte die Rostocker Soziologie geprägt – und dies im wahrsten Sinne des Wortes mit großer Strahlkraft für Lehre und Forschung. Als wir am Institut für Soziologie und Demographie ein Symposium anlässlich seines 60. Geburtstages organisierten, gaben wir ihm den nicht ganz ernst gemeinten Titel »Soziale Ungleichheiten im Lebenslauf von Städten«. Doch umreißt dieser Titel die soziologischen Interessensgebiete Peter Bergers recht treffend. In den letzten Jahren noch hinzugekommen – und in Planung für die Zeit nach der von ihm lange erhofften Genesung – war ein verstärktes Interesse für die sozialen und demographischen Entwicklungen seiner unmittelbaren Nachbarschaft, der ländlichen Räume Mecklenburg-Vorpommerns.

Peter Berger wuchs in Bayern als Sohn einer Hausfrau und eines Polizeiwachtmeisters auf. Nach seinem Zivildienst studierte er Soziologie mit den Nebenfächern Psychologie und Philosophie in München. Sein Studium schloss er mit einer Diplomarbeit zum Thema »Zur Soziologie der Stadt. Ein Beitrag zur Systematisierung der Stadtgeschichte im Altertum« ab. Dann folgten seine Bamberger Jahre als wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl von Ulrich Beck und als Redakteur der *Sozialen Welt*, die für sein weiteres wissenschaftliches Leben prägend sein sollten. In dieser Phase bildete er auch seine herausragenden, von seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern hochgeschätzten Fähigkeiten zur genauen Lektüre und konstruktiven Kritik von Texten aus. Bereits in seiner Dissertation mit dem Titel »Entstrukturierete Klassengesellschaft? Klassenbildung und Strukturen sozialer Ungleichheit im historischen Wandel« (Berger 1986) begriff er gesellschaftlichen Wandel als Herausforderung für die Ungleichheitsforschung, ein Thema, das ihn lebenslang begleitete. Folgerichtig setzte er sich vor allem auch mit den methodologischen Grundlagen sozialer Klassifikationen und ihrem symbolischen Gehalt auseinander. Seine Arbeit im DFG-Projekt »Die Verzeitlichung sozialer Ungleichheit« zu Beginn der 1990er Jahre fiel nicht nur in eine turbulente zeitgeschichtliche Phase deutsch-deutscher Entwicklung, sondern auch in die große Zeit der kontroversen Auseinandersetzung mit der Beckschen »Individualisierungsthese«. Zu dieser Debatte hat Peter Berger maßgeblich mit seiner Habilitationsschrift »Individualisierung: Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt« (Berger 1996) beigetragen, aber auch mit

vielen weiteren, häufig mit Peter Sopp gemeinsam veröffentlichten Beiträgen zur Verknüpfung von Lebenslauf- und Sozialstrukturforschung (zum Beispiel Berger, Sopp 1995). 25 Jahre nach der Erstveröffentlichung des prägenden Aufsatzes »Jenseits von Stand und Klasse?« (Beck 1983) veröffentlichte Peter Berger zusammen mit Ronald Hitzler einen Band, in dem die Debatte resümiert wurde (Berger, Hitzler 2010). Wie sehr ihn der frühe und plötzliche Tod seines akademischen Lehrers Ulrich Beck am Neujahrstag 2015 bestürzte, wird nicht zuletzt in seinem für diese Zeitschrift verfassten Nachruf deutlich (Berger 2015). Neben der unmissverständlichen Würdigung eines der profiliertesten Soziologen der jüngeren deutschen Vergangenheit wird hier nämlich vor allem klar, welche tiefgreifenden biographischen Spuren Ulrich Beck als wissenschaftliches und menschliches Vorbild für Peter Berger hinterlassen hat.

Trotz alternativer Angebote wechselte Peter Berger Mitte der 1990er Jahre nach Rostock und war dort seit 1994, zunächst als Vertretung, dann als Inhaber des Lehrstuhls für Allgemeine Soziologie und Makrosoziologie tätig. Dieser Wechsel aus dem Südwesten in den Nordosten des Landes war – nach eigenen Angaben – in mancherlei Hinsicht ein Kulturschock. Die bedrückenden Ereignisse von Rostock-Lichtenhagen lagen erst zwei Jahre zurück und der SPIEGEL beschrieb Rostock 1994 als »Metropole für leichte Mädchen und Schwerkriminelle im deutschen Nordosten« (1994: 58). Dennoch nahm Peter Berger, gemeinsam mit seiner Familie, diese Herausforderung an und machte sie auch zur Quelle seiner soziologischen Neugier. Es war schließlich auch eine Zeit rasanter Veränderungen gerade auch an ostdeutschen Universitäten, die für einen an gesellschaftlichem Wandel interessierten Soziologen hochgradig spannend war. Die Universität Rostock hatte mit Peter Voigt (1939–2014) eine in die DDR-Zeit zurückreichende soziologische Tradition, die für Peter Berger sowohl Anknüpfungs- als auch Reibungspunkte bot. Letztlich verbirgt sich in der Entscheidung, nach Rostock zu kommen, auch »die alte Mahnung, dass man Gesellschaften nur als Fremder und nicht als Etablierter soziologisch verstehen kann« (Mayer 2010: 120).

Diese Chance nahm Peter Berger als an sozialer Ungleichheit interessierter Soziologe, Netzwerker, Institutionenbauer, aber auch als Rostocker Bürger, Familienvater und aufmerksamer Beobachter in vollem Umfang wahr. So hat er den deutsch-deutschen Vereinigungsprozess nicht nur soziologisch reflektiert (Berger 2001; 2005), sondern manche Konsequenzen auch durch die zahlreichen Schulreformen der jüngeren Zeit bei seinen eige-

nen Kindern erfahren. Die intensive und immer wiederkehrende Beschäftigung mit Individualisierung, sozialen Milieus, sozialer Schichtung und Klassenstruktur prägte auch in Rostock seine wissenschaftliche Arbeit. Dabei war er nie auf ein Themenfeld festgelegt, sondern hat in vielfältigen Kooperationsbeziehungen Beiträge zur Diskussion und Erforschung unterschiedlicher Formen sozialer Ungleichheiten geleistet, wie zu Armut in ihren unterschiedlichen Ausformungen (Berger, Keim, Klärner 2010; Berger, Klärner, Knabe 2015) sowie zu Bildungs- und Geschlechterungleichheiten (Berger, Kahlert 2013; Rusconi et al. 2013). Seine nicht nachlassende soziologische Neugier hat ihm immer wieder neue Themenbereiche eröffnet, wie aktuellere Arbeiten zum Verhältnis von Überwachung und Privatheit im digitalen Zeitalter (Berger, Brumme, Cap 2016) und zur Religion in post-traditionalen Kontexten (Berger, Hock, Klie 2013) eindrucksvoll belegen. Wie kaum ein Zweiter verstand er den sozialen Nahraum Mecklenburg-Vorpommerns für sozialwissenschaftlich relevante Forschung zu nutzen. Erwähnt seien hier Themen wie die Daseinsvorsorge im peripheren ländlichen Raum und Kulturcreative auf dem Land (Berger, Käckenmeister, Schröder 2014). Oftmals fanden diese Forschungen Eingang in die Lehre an der Universität Rostock oder fußten auf spannenden forschungspraktischen Lehrveranstaltungen. Peter Berger ist in seiner Arbeit nie zeitgeistigen »Modethemen« aufgesessen, sondern bewies ein unnachahmliches Gespür für sozialwissenschaftliche Relevanz. Dafür war er durchaus dazu bereit, die Grenzen des Fachs auszuloten, wie seine Zusammenarbeit mit den Rostocker Theolog/-innen und Philosoph/-innen im geisteswissenschaftlichen Graduiertenkolleg »Deutungsmacht« und im Department »Wissen – Kultur – Transformation« zeigt.

Darüber hinaus war Peter Berger ein begnadeter Hochschullehrer und Förderer des wissenschaftlichen Nachwuchses. Seine Einführungsvorlesung zur Sozialstruktur der Bundesrepublik hat er kontinuierlich überarbeitet, aktualisiert und dabei ständig verbessert. Insbesondere das von ihm angeleitete Tutorium hat dazu beigetragen, dass die Studierenden sich den manchmal etwas trockenen Stoff in kreativen Übungen und neuen Lehrformaten angeeignet haben. Besonderen Stellenwert in der Lehre hatte die Soziologie Max Webers, deren Reichhaltigkeit er den Studierenden mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen nahebrachte. Das Werk Pierre Bourdieus, das er in Seminaren und Lektürekursen vermittelte, war ein weiteres theoretisches »Standbein« seiner Lehre. Sehr wahrscheinlich von seiner intensiven Bourdieu-Lektüre inspiriert, hat er in den späten 1980er Jahren mit einem Aufsatz

»über die Komplexität des Germknödels« (Berger 1987) Vorbemerkungen zu einer Theorie der Geschmacksverirrungen vorgelegt. Von diesem sehr ernsthaft betriebenen, aber nicht ganz ernst gemeinten und leider auch nicht weiter verfolgten Projekt, berichtete er seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auch Jahrzehnte später noch mit besonderer Freude und zeigte damit, wie wichtig ihm das kreative Überschreiten paradigmatischer Grenzen war und wie sehr er die Soziologie gelebt hat. Auch nach vielen Jahren an der Universität verfiel er nicht in Routine, sondern war bestrebt, aktuelle Themen in seine Lehrveranstaltungen aufzunehmen (zum Beispiel zur Integrationspraxis von Flüchtlingen in Mecklenburg-Vorpommern oder zur Lektüre von Pikettys »Das Kapital im 21. Jahrhundert«).

Wichtig war ihm darüber hinaus die Entwicklung des Instituts für Soziologie und Demographie an der Universität Rostock, die er auch in schwierigen und sogar existenziell bedrohlichen Phasen als Sprecher des Instituts und als Dekan der Fakultät konstruktiv und umsichtig begleitet hat. Ein ausgewogenes Verhältnis von Soziologie und Demographie, die fortan Forschung und Lehre in Rostock und in bis heute in Deutschland einzigartiger Weise bestimmen sollten, lag ihm am Herzen. Dies äußerte sich unter anderem darin, dass er der Fakultät im Jahr 2012 vorschlug, Karl Ulrich Mayer, als einem der Gründerväter des Rostocker Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, die Ehrendoktorwürde zu verleihen, was dann ein Jahr später auch geschah. Peter Berger verkörperte für alle »Nachgekommenen« auch so etwas wie das institutionelle Gedächtnis.

Nahezu untrennbar verbunden mit seiner Person ist sein Engagement als langjähriger Sprecher der Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse und als Mitglied im Vorstand und im Konzil der DGS. Mit großem persönlichen Einsatz hat er mehr als 20 Jahre lang in diesen Gremien für eine öffentlichkeitswirksame, theoretisch fundierte und empirisch tragfähige Soziologie gewirkt. Bis zuletzt war er Herausgeber der mittlerweile fast 40-bändigen Reihe »Sozialstrukturanalyse« bei Springer VS, in der er die Themen und Tagungen der Sektion, die er mehrfach in Rostock und in Kooperation mit anderen Sektionen der DGS organisierte, kontinuierlich dokumentierte (zum Beispiel Berger, Hank, Tölke 2011; Berger et al. 2014). Noch heute erscheint auf der Internetseite der Sektion (<http://www.soziale-ungleichheit.de/>) das Foto eines Graffitis, das am Rostocker Hauptbahnhof aufgenommen wurde und ihr Anliegen so trefflich beschreibt. Zu lesen ist: »We are structure«.

Durch seine intensive soziologische Beschäftigung mit ländlichen Räumen kannte Peter Berger sich ausgesprochen gut in der Umgebung aus. Mitunter trafen wir uns am Wochenende zufällig bei Hoffesten oder bei Ausflügen zu Gutshöfen und Herrenhäusern. Er war nie um eine Auskunft verlegen, wenn es darum ging zu erfahren, wo es die besten Tomaten oder die abwechslungsreichsten Märkte gibt. Gern teilte er seine neuesten Erfahrungen und ließ andere an seinem Genuss teilhaben. Seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter freuten sich immer sehr über die ausgesuchten Nudelspezialitäten, Schokoladen und Weine, die er ihnen zum Geburtstag und zu Weihnachten überreichte.

Peter Berger genoss nicht zuletzt aufgrund seiner integrativen Persönlichkeit und seines über jeden Paradigmenstreit erhabenen, an Max Weber orientierten Wissenschaftsverständnisses einen ausgezeichneten Ruf innerhalb der deutschen Soziologie. Theoretischer und methodischer Pluralismus verkörperten für ihn Stärken der Disziplin. Er war hervorragend vernetzt, was seinen Kolleginnen und Kollegen und den Studierenden durch die zahlreichen von ihm organisierten Gastvorträge und Veranstaltungen zugutekam. Er war eine Stimme der Vernunft, die wir in erneut aufkommenden Grabenkämpfen innerhalb der Soziologie schmerzlich vermissen werden. Alle, die Peter Berger 2016 auf dem Bamberger Soziologie-Kongress während einer Phase gesundheitlicher Besserung getroffen haben, konnten sich von seiner ungebrochenen Energie und seinem Optimismus überzeugen. Er hat uns ein Erbe hinterlassen, das es zu pflegen und weiterzuentwickeln gilt.

Heike Trappe, Andreas Klärner

Literatur

- Beck, U. 1983: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In R. Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt. Sonderband 2, 35–74.
- Berger, P.A. 1986: Entstrukturierte Klassengesellschaft? Klassenbildung und Strukturen sozialer Ungleichheit im historischen Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Berger, P.A. 1987: Der Mythos vom »einfachen Indikator«. Über die Komplexität des Germknödels. Reflexionen zu einem sozioökotrophologischen Ansatz, zugleich Prolegomena zu einer Theorie der Geschmacksverirrungen. In B. Halfar, N. Schneider (Hg.), *De arte germoeologiae*. Das Germknödelparadigma als Subsistenzmedium der sozialökologischen Forschung. Konstanz: Faude, 38–49.
- Berger, P.A. 1996: Individualisierung: Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Berger, P.A. 2001: Lebensläufe, Mobilität und Milieustruktur in Ostdeutschland. In H. Bertram, R. Kollmorgen (Hg.), *Die Transformation Ostdeutschlands. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in den neuen Bundesländern*. Opladen: Leske + Budrich, 249–270.
- Berger, P.A. 2005: Deutsche Ungleichheiten – eine Skizze. Aus Politik und Zeitgeschichte 37 vom 12. September 2005, 7–16.
- Berger, P.A. 2015: Ein Leben für die Soziologie. In memoriam Ulrich Beck (15. Mai 1944 – 1. Januar 2015). *Soziologie*, 44. Jg., Heft 2, 241–249.
- Berger, P.A., Brumme, R., Cap, C.H. (Hg.) 2016: Überwachung und Privatheit in der Ära nach Snowden. Ein Dialog. Rostock: Universität Rostock.
- Berger, P.A., Hank, K., Tölke, A. (Hg.) 2011: Reproduktion von Ungleichheit durch Arbeit und Familie. Wiesbaden: VS.
- Berger, P.A., Hitzler, R. (Hg.) 2010: Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert »jenseits von Stand und Klasse?« Wiesbaden: VS.
- Berger, P.A., Hock, K., Klie, T. (Hg.) 2013: Religionshybride. Religion in posttraditionalem Kontexten. Wiesbaden: Springer VS.
- Berger, P.A., Käckenmeister, T., Schröder, M. 2014: Kulturkreative im ländlichen Raum – (Paradoxe) Formen posttraditionalem Milieus auf dem Lande? In P. Isenböck, L. Nell, J. Renn (Hg.), *Die Form des Milieus. Zum Verhältnis von gesellschaftlicher Differenzierung und Formen der Vergemeinschaftung*. 1. Sonderband der Zeitschrift für Theoretische Soziologie. Beltz: Weinheim, 132–147.
- Berger, P.A., Kahlert, H. (Hg.) 2013: Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert. 3. Auflage. Weinheim, München: Juventa.
- Berger, P.A., Keim, S., Klärner, A. 2010: Bildungsverlierer – eine (neue) Randgruppe? In G. Quenzel, K. Hurrelmann (Hg.), *Bildungsverlierer. Neue Ungleichheiten*. Wiesbaden: VS, 37–52.
- Berger, P.A., Keller, C., Klärner, A., Neef, R. (Hg.) 2014: Urbane Ungleichheiten. Neue Entwicklungen zwischen Zentrum und Peripherie. Wiesbaden: Springer.

- Berger, P.A., Klärner, A., Knabe A. 2015: Armut heute – Armut im Reichtum? In AWO Landesverband Mecklenburg-Vorpommern (Hg.), Aspekte der Armut in Mecklenburg-Vorpommern. Forschungsbericht im Auftrag der Arbeiterwohlfahrt MV. Schwerin: AWO, 4–7.
- Berger, P.A., Sopp, P. (Hg.) 1995: Sozialstruktur und Lebenslauf. Opladen: Leske + Budrich.
- Der SPIEGEL 1994: Ins Messer gelaufen. Nr. 52 vom 26. Dezember 1994, 58–59.
- Mayer, K.U. 2010: Lebensverlauf und soziale Ungleichheit. In M. Jungbauer-Gans, C. Gross (Hg.), Soziologische Karrieren in autobiographischer Analyse. Wiesbaden: VS, 107–128.
- Rusconi, A., Wimbauer, C., Motakef, M., Kortendiek, B., Berger, P.A. (Hg.) 2013: Paare und Ungleichheit(en). Eine Verhältnisbestimmung. Gender-Sonderheft, Band 2. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.

In memoriam Hanns-Georg Brose (21. Oktober 1945 – 18. August 2018)

Hanns-Georg Brose war emeritierter Professor für Soziologie mit Schwerpunkt Industrie- und Betriebssoziologie an der Universität Duisburg-Essen, und er verband in seinen wissenschaftlichen Projekten das Interesse an Arbeit und Organisation mit demjenigen an der soziologischen Theorie und einem Faible für die Biographieforschung und die hermeneutischen Verfahren der Analyse sozialer Texte. Zu seinen berufsbiographischen Stationen gehören die Arbeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Berliner Projekt »Leistung und Herrschaft« mit Lothar und Irmgard Hack (1979), aus dem seine Dissertation »Die Erfahrung der Arbeit« (1983) hervorgegangen ist, die Hochschulassistentenzeit und die Arbeit an dem DFG-Projekt »Zur Vermittlung sozialer und biographischer Zeitstrukturen: Das Beispiel der Zeitarbeit« an der Universität Marburg. Als Professor an der Universität Duisburg führte er zahlreiche weitere Projekte durch, in denen es immer um den Wandel der Beschäftigungsverhältnisse und die darunter liegenden sozialen Veränderungsprozesse ging. Soweit die nackten Daten.

Sein tiefes wissenschaftliches Interesse galt Fragen von Zeit und Zeitlichkeit, daran entzündete sich seine Neugier und sein Spürsinn für gesellschaftlichen Wandel. Schon in seinem ersten eigenen DFG-Projekt (1985–1988) ging es – am Beispiel eines Phänomens, das damals marginal schien: der Zeitarbeit – um nicht weniger als den Umbruch des gesellschaftlichen Umgangs mit Zeit. Es ging um die Umstellung der Planungshorizonte, das Offenhalten von Möglichkeiten, die Vermeidung von Irreversibilität, um gesellschaftliche Ungleichzeitigkeiten (*Time and Society* 2004, Heft 1), um Temporalisierung von Komplexität. Die Zeitarbeit war die Linse, durch die er diesen Wandel in den Blick nahm (*Soziale Welt* 1987, Heft 3 und 4). Dabei ging es auch um die Frage, ob es zu Überlagerungen kommt in den gesellschaftlichen und biographischen Zeitverhältnissen, wie die Veränderungen in beiden Bereichen ineinandergreifen und wegführen von Fiktionen der Linearität und deren Institutionalisierung. Und schließlich ging es um die Frage, welche neuen Formen der Gestaltung von Lebenszeit und Arbeitszeit daraus hervorgingen. Die Zeitarbeit war eine solche Form der Institutionalisierung, in der der Wandel im Sozialen und im Biographischen aufeinandertrafen und sich miteinander verschränkten. Von den Beschäftigten als prekärer Status zum Teil erlitten, zum Teil aber auch genutzt, weil der eigene Horizont längst nicht mehr aufging im Modell der Normalbiographie und des Normalarbeitsverhältnisses.

Hanns-Georg Broses Interesse galt damals nicht primär dem Marginalisierten, wie es heute in vielen Arbeiten unter den Stichworten von Prekarisierung und Exklusion behandelt wird. Ihn interessierte die Zukunftsform, die in diesen neuen Formen von Arbeit und Beschäftigung aufscheint, das, was sich in ihnen neuartig formiert. Damit stand er gewerkschaftlichen Forderungen eines Verbots der Leiharbeit, wie sie damals üblich waren, kritisch gegenüber. Es schien ihm, als wolle man damit die Zukunft verbieten. Stattdessen galt es, mit diesen neuen Phänomenen umzugehen, die Flexibilität zu regulieren, nicht aber zu versuchen, sie in die Form des Alten zu gießen. Ich denke, er hat damit Recht behalten. Und er war mit dem, was er in den frühen 80er Jahren theoretisch und empirisch auf den Weg gebracht hat, ein Vorreiter für das, was später breit – und in der Breitenwirkung oft erfolgreicher – behandelte Themen waren: Fragen der Beschleunigung und Temporalisierung. In »Arbeit auf Zeit« (1990) und in »Soziale Zeit und Biographie« (1993) sind die Ergebnisse dieses Projektes präsentiert.

Dieser Blick für den Wandel der Beschäftigungsverhältnisse, für den die Zeitarbeit die Hintergrundfolie war, hat ihn dann auch in andere Arbeitsfelder blicken lassen. Dazu gehörten Projekte zur Telekom und zur Post, zum Gaststättengewerbe und zu Callcenters. Immer waren soziologische Grundfragen im Spiel: Verhältnisse des sozialen Tauschs etwa, wie sie in Beschäftigungsverhältnisse und Arbeitsverträge eingelassen sind, die Entwicklungsvarianten von Inklusionsverhältnissen, den Arten der Verkopplung der Arbeit in Organisationen mit der biographischen Entwicklung und außerbetrieblichen Lebensführung von Personen (*Zeitschrift für Soziologie* 1994, Heft 4), oder die organisierten Formen der Reziprozität (*Berliner Journal für Soziologie* 1999, Heft 2). Dabei spielte auch das Motiv der Biographisierung, wie er und Bruno Hildenbrand es genannt haben, eine wichtige Rolle: auf den lebenszeitlichen Horizont bezogene, reflexive Rahmungen von Erleben und Handeln, die durch die neuen Zeitverhältnisse zunehmend herausgefordert werden. Zu gerne hätte er sein Buchprojekt »Zeit und Zeitlichkeit« noch umgesetzt, das Thema, das ihn zeitlebens begleitet hat.

Das Interesse an der Biographieforschung hatte auch einen biographischen Hintergrund. In der Generationenlagerung ein typischer 68er, durch die Eltern unweigerlich in die Verhältnisse von Krieg und Nazi Herrschaft, Nachkriegszeit und die Aufbrüche der 60er Jahre hineingezogen. Der Vater war in der Kriegszeit Marinerichter, die Mutter hat sich zu Kriegsende von Swinemünde nach Wiesbaden durchgeschlagen, mit ihm schwanger und mit seiner damals dreijährigen Schwester an der Hand. Sie führte später mit ihrer

Mutter in Wiesbaden ein Hotel, das in der dritten Generation von Frauen betrieben wurde. Und sie ließ sich in den 50er Jahren scheiden, um einen Algerier zu heiraten, der in Sachen algerischer Unabhängigkeit unterwegs war. Das waren keine gehüteten Geheimnisse, weder Anlass zur Skandalisierung noch zur Romantisierung. Aber doch ein Hintergrund, der schon in der Zeit der gesellschaftlichen Enge der 50er Jahre den Blick nach draußen geöffnet hat. Und der eine Sensibilität für Brüche mit sich brachte. Figuren wie Rainer Werner Fassbinder und Romy Schneider waren für ihn Ikonen dieser Brüchigkeit. Eine Familienbiographie auf der Basis von Fotos und von der Mutter hinterlassenen Briefen war das zweite Projekt, an dem zu arbeiten er angefangen hatte. Beim Lesen immer auf der Suche nach Vorbildern für ein autobiographisches Schreiben, das doch ein soziologisches hätte bleiben sollen.

So habe ich ihn kennengelernt: als einen, der seine Mitarbeiter/innen und Studierenden zum Denken nötigte, der Lust hatte an der intellektuellen Auseinandersetzung, der sein Gegenüber forderte und herausforderte. Und der damit Maßstäbe setzte für ein Forschen und Denken, bei dem man buchstäblich heiße Ohren bekam vor Aufregung. Er hat in uns die Leidenschaft für die Soziologie geweckt. Er setzte aber gleichzeitig von Anfang an auf die Organe einer professionalisierten Soziologie. Aufsätze in begutachteten Zeitschriften, Projektanträge bei der DFG, Neueinreichungen bei Ablehnungen gehörten zum normalen Geschäft. Was heute selbstverständlich ist, war es in den frühen 1980er Jahren durchaus noch nicht. Er formulierte damit Standards für die, die bei ihm »in Ausbildung« waren.

Die Diskussion mit ihm ging manchmal in spekulative Höhen, aber nur so ließen sich theoretisch relevante Fragen stellen. Er war an Niklas Luhmann geschult, hat bis zum Schluss in dieser Richtung publiziert (*Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 2014, Heft 2), und er las Heideggers Schriften zur Zeit. Er war frankophil, und eine Publikation in einer französischen Zeitschrift war ihm nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein ästhetisches Vergnügen. Die Zeit am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz als Jean Monnet Fellow, im Haus von Klaus Eder wohnend, war ihm eine Zeit des intensiven Denkens wie auch des intensiven Lebens. Dort ist »Soziale Zeit und Biographie« fertig geworden. Und es wurde ein Stuhl in schönem Blau gestrichen.

In all dem war Hanns-Georg Brose ein gänzlich unideologischer Denker. Politisierungen der Wissenschaft waren ihm suspekt, weil sie das Denken in allzu enge Bahnen lenkten. Ein »gesinnungsloser Geselle« war er deswegen

nicht. Aber er war neugierig und interessiert an allem, ein besessener Leser und leidenschaftlicher Soziologe. Arbeiten zur Frauen- und Geschlechterforschung gehörten von Anfang an selbstverständlich zur Lektüre, zu einer Zeit, in der die ersten soziologischen Arbeiten zur Frauenarbeit gerade herauskamen. Bleibt zu sagen, dass er auf eine ganz selbstverständliche Art und ohne großes Getue eine ganze Reihe junger Frauen gefördert hat.

Ursula Holtgrewe, die bei ihm in Duisburg gearbeitet hat, schrieb mir nach seinem Tod: »Ich habe ungeheuer viel von ihm gelernt, und er war ein verdammt guter Soziologe – auch und gerade weil die Komplexitätsreduktion nicht so das seine war. Und ein guter Typ war er auch.« Dem ist nichts hinzuzufügen. Allenfalls, dass er vielen gerade deshalb als Diskussionspartner, Kollege und als Freund fehlen wird.

Monika Wohlrab-Sahr

In memoriam Werner Fuchs-Heinritz (24. Dezember 1941 – 9. Juli 2018)

Dem Biographieforscher Werner Fuchs-Heinritz, der zugleich ausgewiesener Experte zum Themenkreis Tod war, einen Nachruf zuzueignen, stellt eine schwierige Aufgabe dar. Die beim Schreiben ganz in der hintersten Ecke des Bewusstseins lauernde Frage, ob der Autor des Nachrufs das Gefühl habe, dass die zu ehrende Person ihm insgeheim über die Schulter blicken würde – schließlich hat Werner Fuchs-Heinritz sich in seinem Werk auch mit der Gattung des Nachrufs und dessen Funktion als Biographiegenerator beschäftigt – kann verneint werden. Der Tod relativiert zwar nicht alles, aber vieles – und auf jeden Fall die Routinen des wissenschaftlichen Schreibens. Was in einer solchen Situation letztlich zählt, ist die persönliche Erfahrung!

Ich war Student von Werner Fuchs (ab 1989: Werner Fuchs-Heinritz) in Marburg und bin durch seinen Einfluss schon im Studium mit der Biographieforschung in Berührung gekommen. Werner Fuchs-Heinritz war Mitte bis Ende der 1970er Jahre ein sehr beliebter Hochschullehrer am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Philipps-Universität in Marburg. Der bürgerliche Habitus eines deutschen Professors war ihm eher fremd: Er trug lange Haare und hat sich vielfältig engagiert: nicht nur hochschulpolitisch, sondern auch in der Kommunalpolitik. Er galt als ein akademischer Lehrer mit Ecken und Kanten. So wohnte er in einer Wohngemeinschaft ganz in der Nähe der Universität, wobei diese WG auch Studierende einschloss. Werner Fuchs-Heinritz hat zeitlebens ein sehr egalitäres und herzliches Verhältnis zu all jenen Menschen gepflegt, zu denen er Kontakt hatte, und das betraf eben nicht nur seine KollegInnen und MitarbeiterInnen, sondern auch die Studierenden. Diese Grundhaltung schloss eine gewisse Lust am kultivierten Streit ein. So kann ich mich noch an unterschiedliche Einschätzungen im Hinblick auf die politischen Folgen der deutschen Wiedervereinigung erinnern, die bei Werner Fuchs-Heinritz große Euphorie auslöste, während der Modus dieses Prozesses bei mir auf sehr große Skepsis stieß. Die Neigung zum Disput war stets präsent: Für uns als Studierende waren auch die frühen Debatten mit Dietmar Kamper, der später nach Berlin ging, hoch interessant, obwohl wir den inhaltlichen Kern dieser Diskussionen nicht immer nachvollziehen konnten. Von der eigenen Zunft eher distanziert wahrgenommen wurde sein »Weg nach unten«. Mit diesem Aufsatztitel wurde der Übergang von der Beamtenstelle in die Phase der Beurlaubung

und der Beginn des Offenbacher Projektes zur Erforschung der Geschichte der dortigen Arbeiterbewegung thematisiert. Der Weg über Offenbach führte ihn dann letztlich auf eine Professur an der FernUniversität in Hagen. Ich habe aus der Ferne am Lebensweg von Werner Fuchs-Heinritz weiterhin Anteil genommen. Vor allem in der Phase seiner engen Zusammenarbeit mit Jürgen Zinnecker und der Mitarbeit an der Shell-Jugendstudie zu Beginn der 1980er Jahre hat es immer wieder Begegnungen gegeben. Der Kontakt ist eigentlich bis weit in die 2000er Jahre nie ganz abgerissen.

Werner Fuchs-Heinritz war kein pädagogisch agierender akademischer Lehrer im konventionellen Sinne: Wenn ihm etwas nicht gefiel, hat er das ohne Scheu und ohne falsche Rücksichtnahme auch so kommuniziert. Heute wäre eine akademische Karriere wohl nicht so gradlinig verlaufen wie seine. Nach dem Studium in Frankfurt am Main und Berlin arbeitete er in der Sozialforschungsstelle der Uni Münster in Dortmund, um dann, nach einer kurzen Zeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter, 1972 auf eine Professur in Marburg berufen zu werden (als jüngster deutscher Professor in den siebziger Jahren). Seine Laufbahn setzte er dann 1984 an der bereits erwähnten Fernuni Hagen fort. Gemessen an der Anforderungsstruktur des modernen Wissenschaftsbetriebs – möglichst nur ein Thema zu bedienen und zum Spezialisten einer Bindestrich-Soziologie zu avancieren, Netzwerke zu pflegen, Gefälligkeit zu demonstrieren – war er viel zu wenig strategisch, viel zu offen, und vielleicht auch viel zu sehr emotional engagiert, um heutzutage eine steile Karriere zu machen. Er hat im positiven Sinne ein äußerst buntes und vielfältiges wissenschaftliches Œuvre vorzuweisen. Ihm lag immer viel daran, schön und verständlich zu schreiben. Ein viel beachtetes Buch über einen Klassiker der Soziologie (Auguste Comte), ein mit Alexandra König gemeinsam verfasstes Buch über einen modernen Protagonisten des Fachs (Pierre Bourdieu) und schließlich das mit Daniela Klimke, Rüdiger Lautmann, Otthein Rammstedt, Hanns Wienold, Urs Stäheli und Christoph Weischer herausgegebene »Lexikon zur Soziologie« rahmen sein Werk gleichsam ein. Jugendsoziologische und biographieanalytische Studien, die viel zitierte Arbeit über den Tod markieren jedoch nur einen Teil seiner Interessen und Arbeitsschwerpunkte. Eher wenig sind die Studien über das Fach Polytechnik und schulsoziologische Arbeiten rezipiert worden. Der Aufsatz »Sozialforschung als politische Aktion« in der *Sozialen Welt* genießt demgegenüber heute nach wie vor eine gewisse Prominenz. Wer sich die Schriften von Fuchs-Heinritz anschaut, wird unweigerlich feststellen, dass viele Texte (als

Nachdrucke) mehrfach erschienen sind, die Bücher in verschiedene Sprachen übersetzt wurden oder einzelne Monographien in zweiter, dritter, ja sogar in vierter Auflage publiziert wurden. Werner Fuchs-Heinritz ist – gemeinsam mit Wolfram Fischer, Erika Hoernig, Peter Alheit, Martin Kohli und Fritz Schütze – ein wichtiger Wegbereiter der deutschen Biographieforschung. Das Buch »Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden« gehört heute zur Standardliteratur. Gemeinsam mit seiner ehemaligen Ehefrau Charlotte Heinritz hat Werner Fuchs-Heinritz durch die Gründung und die Arbeit in der Redaktion der Zeitschrift *BIOS* zur disziplinären Offenheit der Biographieforschung beigetragen und sowohl den Aufbruch als auch die Konsolidierung dieses Forschungsansatzes in Deutschland maßgeblich begleitet.

Wenn man in den letzten Jahren mit ihm sprach, erzählte er von seiner langwierigen Arbeit an seinem Hauptwerk. Er hat nur wenigen Personen verraten, mit welchem Themengebiet er sich darin auseinandergesetzt hat. Er hatte die Gabe, etwas völlig Überraschendes zu sagen, er pflegte aber auch die Tugend, bestimmte Dinge mit sich selbst auszumachen. Es sind auch ganz unscheinbare Erfahrungen, die ich mit Werner Fuchs-Heinritz verbinde, die ihn allerdings auch für andere treffend charakterisieren. So erinnere ich, dass er seine Pullover immer kunstvoll über die Schulter band; dass er den allergrößten Wert darauf legte, mit dem Füller zu schreiben, obwohl das damals eher belächelt wurde; dass er als Freund alter Motorräder lange Zeit stolz war, keinen Führerschein zu besitzen. Werner Fuchs-Heinritz verfügte über eine Unverwechselbarkeit, die im heutigen Wissenschaftsbetrieb eher selten vorkommt – er war ein Soziologe mit Still!

Dieter Nittel

Leopold von Wiese zum Gedächtnis

Vor fünfzig Jahren, am 11. Januar 1969, verstarb in Köln mit Leopold von Wiese und Kaiserswaldau ein Soziologe, der zwar nicht zu den Gründervätern des Faches gehört, aber zu seinem inhaltlichen und institutionellen Ausbau einen herausragenden Beitrag geleistet hat.

Leopold von Wiese und Kaiserswaldau wurde am 2. Dezember 1876 in Glatz (Schlesien, heute Polen) als Sohn eines preußischen Offiziers geboren (zum Berufsweg vgl. Bernsdorf 1980). Die als unglücklich empfundenen Kinderjahre verbrachte er in Kadettenanstalten. Nach dem Abitur studierte er an der Universität Berlin Volkswirtschaftslehre, vor allem bei Gustav von Schmoller (1838–1917), und Soziologie bei Georg Simmel (1858–1918). Dessen Werk wurde ein wichtiger Bezugspunkt seines eigenen Ansatzes in der Soziologie war. 1902 wurde er promoviert, 1905 für das Fach VWL mit einer Arbeit über Herbert Spencer habilitiert: »Zur Grundlegung der Gesellschaftslehre. Eine kritische Untersuchung von Herbert Spencers System der synthetischen Philosophie«

Von 1908 bis 1911 hatte von Wiese eine Professur für VWL und Gewerbeökonomie an der TH Hannover. Seit 1914 war er in Köln tätig, zunächst an der Handelshochschule, ab 1919 als o. Professor für Wirtschaftliche Staatswissenschaften und Soziologie am neu gegründeten Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften.¹ In Köln gründete von Wiese mit den *Kölner Vierteljahresheften für Soziologie* eine der ersten deutschsprachigen Zeitschriften des Faches. Hier begann seine über Jahrzehnte währende Mit- und Aufbauarbeit für die Deutsche Gesellschaft für Soziologie. Ferdinand Tönnies (1855–1936) war zwar unbestrittener Nestor des Faches und von 1909 bis 1933 Präsident der DGS, aber Leopold von Wiese war als Schriftführer bis 1933 der eigentliche »Macher« (Kaesler 1997: 129).

Als die *Kölner Vierteljahreshefte* 1934 ihr Erscheinen einstellen mussten und das Institut geschlossen wurde, ging von Wiese für ein gutes Jahr in die USA. Er lehrte dort an verschiedenen Universitäten. Kontakte gab es über amerikanische Studenten in Köln, namentlich Howard Becker, der einige Werke von ihm ins Englische übersetzte. Er ging aber zurück nach Köln. 1946 war er Initiator für die Neugründung der DGS.²

1 Zur Gründung und Entwicklung des Instituts vgl. Kaesler (1997: 235 ff.).

2 Deren Arbeit Hans Freyer 1934 als damaliger Vorsitzender eingestellt hatte; über die Soziologie im Dritten Reich vgl. Christ (2011; zu von Wiese S. 412 f.)

Bereits im September 1946 konnte von Wiese in Frankfurt am Main den achten Deutschen Soziologentag organisieren. In seinem Vorwort zu den »Verhandlungen des Soziologentages« führte er aus, dass am 5. und 6. April 1946 in Bad Godesberg unter größten Schwierigkeiten die »Konstituierung der neuen Gesellschaft« stattfand, »die aber die Tradition der Zeit vor 1933 in wesentlichen Punkten aufrecht« erhielt (von Wiese 1948a: 5). Er wurde zum Vorsitzenden gewählt und hatte dieses Amt bis 1955 inne.

Von Wieses Eröffnungsvortrag unter dem Titel: »Die gegenwärtige Situation, soziologisch betrachtet« (von Wiese 1948b: 20 ff.) muss eine tiefe Enttäuschung für alle gewesen sein, die eine soziologische und historische Aufarbeitung der ja gerade erst beendeten Euphorie für das Dritte Reich und seiner inzwischen bekannt gewordenen Gräueltaten erwartet hatten. Zu seinen Erklärungen gehörte, dass »der einzige starke Motor des Handelns im Hitlerismus« die »Machtsucht« gewesen sei (ebd.: 38). Weiter ist davon die Rede, dass man »mit einem der Zukunft zugewandten Gesicht« sagen könne: »Die Sklaverei ist angebrochen! – Nicht etwa nur bei uns in Deutschland als Folge des verlorenen Krieges und als uns Deutschen von den Siegern auferlegte Strafe« (ebd.: 21). Er gelange zu dem Ergebnis, »dass der europäisch-amerikanische Kulturkreis in einen Zustand allgemeiner Verknechtung des Menschen durch abstrakte Zwänge versinkt, wenn nicht die in der Hauptsache heute meist erst latenten Kräfte der Befreiung dem wirksam entgegen arbeiten« (ebd.: 27). Diese und andere Aussagen in der Eröffnungsrede fallen weit zurück hinter den Anspruch seiner analytischen, sich um Wertneutralität bemühenen Soziologie.³

1948 kam es zur Neugründung der *Vierteljahreshefte*, sie erschienen bis 1954 mit dem Titel *Kölner Zeitschrift für Soziologie*. René König, seit 1955 Herausgeber, änderte den Namen in *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (KZfSS).

Nicht nur Bücher haben ihre Schicksale (*habent sua fata libelli*), sondern auch soziologische Theorien. Die von Leopold von Wiese entwickelte Allgemeine Beziehungslehre gehört dazu. Ihr erster Teil, Beziehungslehre, erschien 1924. Der zweite Teil war der Gebildelehre gewidmet; er erschien 1928. Beide Bände wurden 1933 in einer zweiten Auflage zusammengeführt (von Wiese 1933). Das Werk war als Lehrbuch konzipiert. Hier findet sich unter anderem ein inhaltlich und formal klar definierter Gruppenbegriff

3 von Wiese hatte die Kontroversen um den Standpunkt der Wertneutralität als Teilnehmer des ersten Deutschen Soziologentages, 1910 in Frankfurt am Main, miterlebt.

(ebd: 447 ff.). Für eine breitere Rezeption des Werkes war die Zeit nicht günstig. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg konnte es, trotz weiterer Auflagen, nicht voll zur Geltung kommen, weil der Strukturfunktionalismus, zumal in der Lehrgestalt bei Talcott Parsons, dominant wurde. Dass die Beziehungslehre in den heftigen, unversöhnlichen Streit um die richtige Lehre bzw. Weltanschauung und Ideologie hineingezogen wurde, schildert Kaesler (1997: 96 ff.) anhand der Soziologentage von 1920 bis 1930 sehr anschaulich.

Aussagen der Allgemeinen Beziehungslehre als Paradigma der soziologischen Theoriebildung lassen sich wie folgt zusammenfassen (vgl. hierzu auch von Wiese 1959):

- Ziel der Soziologie als Einzelwissenschaft muss sein, sich weder auf Psychologie, Philosophie oder auf VWL (damals wichtige Bezugswissenschaften) zu gründen, sondern die »Sozialsphäre« als eigenen Gegenstand zu behandeln.
- Die Sozialsphäre ist ein »Netzwerk von Wechselbeziehungen« (von Wiese rekuriert auf den Begriff Simmels von den »Wechselwirkungen« als Grundprozess des Sozialen). »Soziale Prozesse« und Beziehungsmuster konstituieren das Zwischenmenschliche in ständigen Bindungs- und Lösungsprozessen. Diese erfolgen in sozialen Gebilden, wie Familie, Kirche, Gruppen oder Vereinen.
- Hauptaufgabe der Soziologie ist die Analyse dieser sich verändernden sozialen Gebilde und der sozialen Prozesse, die zu ihrer Konstituierung bzw. Veränderung führen.
- Gesellschaft darf nicht als eine über allem schwebende Entität verstanden werden. Mensch und Gesellschaft stehen nicht im Verhältnis Teil und Ganzes. Elemente der Gesellschaft sind soziale Prozesse, nicht einzelne Menschen.

Als ich nach dem Tode von Johann Plenge (1874–1963) dessen Nachlass sichtete und auf einen umfangreichen Briefwechsel mit Leopold von Wiese stieß, fragte ich ihn, ob er für einen Erinnerungsband ein Geleitwort schreiben würde. Plenge hatte in den *Kölner Vierteljahreshften für Soziologie* einige Beiträge zum »Ausbau der Beziehungslehre« verfasst. Er sagte gern zu. Aus diesem »Geleitwort« seien im Hinblick auf die Allgemeine Beziehungslehre einige Sätze zitiert:

»Als ich im Jahre 1924 den ersten Teil meines ›Systems der allgemeinen Soziologie‹ veröffentlichte, hatte ich recht guten Grund, ihn Johann Plenge zu widmen [...]. Die Beziehungslehre war zwischen uns beiden ein enges Band [...]. Mangelte es vor

einem halben Jahrhundert an realistischen Beobachtungen und überwog die Spekulation in Deutschland, so besteht heute das Gegenteil. Die Empirie herrscht vor und die Universal-Problematik, die Ontologie, tritt zurück. Die speziellen Soziologien verdrängen hier und da die allgemeine« (von Wiese 1967: XX).

Leopold von Wiese war Ehrendoktor in Köln und Mainz und Träger des Großen Bundesverdienstkreuzes. Als er am 11. Januar 1969 in Köln verstarb, schrieb René König in der FAZ vom 16. Januar 1969:

»Man kann kein besseres Bild von der zeitlichen Reichweite seiner Aktivitäten gewinnen, als wenn man bedenkt, dass er sich habilitierte (1905), bevor der Schreiber dieser Zeilen, der sein Amtsnachfolger wurde, geboren war, und dass er trotz seines hohen Alters bis in die allerletzte Zeit Vorlesungen an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln abhielt«.

Bernhard Schäfers

Literatur

- Bernsdorf, W. 1980: Leopold von Wiese (und Kaiserswaldau), In W. Bernsdorf, H. Knospe (Hg.), Internationales Soziologenlexikon, Band 1, 2., neubearb. Aufl., Stuttgart: F. Enke Verlag, 495–499.
- Christ, M. 2011: Die Soziologie und das »Dritte Reich«. Weshalb Holocaust und Nationalsozialismus in der Soziologie ein Schattendasein führen. *Soziologie*, 40. Jg., Heft 4, 407–431.
- Kaesler, D. 1997: Soziologie als Berufung. Bausteine zu einer selbstbewussten Soziologie, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- von Wiese, L. 1933: System der Allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre), Berlin: Duncker & Humblot.
- von Wiese, L. 1948a: Vorwort. In DGS (Hg.), Verhandlungen des 8. Deutschen Soziologentages vom 19. bis 21. September 1946 in Frankfurt am Main. Tübingen: J.C.B. Mohr, 1–6.
- von Wiese, L. 1948b: Die gegenwärtige Situation, soziologisch betrachtet. In DGS (Hg.), Verhandlungen des 8. Deutschen Soziologentages vom 19. bis 21. September 1946 in Frankfurt am Main. Tübingen: J.C.B. Mohr, 20–39.
- von Wiese, L. 1959 [1931]: Beziehungssoziologie. In A. Vierkandt (Hg.), Handwörterbuch der Soziologie. Stuttgart: F. Enke Verlag.
- von Wiese, L. 1967: Geleitwort. Zur Erinnerung an Johann Plenge. In B. Schäfers (Hg.), Soziologie und Sozialismus. Organisation und Propaganda. Abhandlungen zum Lebenswerk von Johann Plenge. Stuttgart: F. Enke Verlag.

Call for Papers

Das ambivalente Verhältnis zwischen Politik und Religion: Deutungsversuche und Erklärungsansätze

Gemeinsame Tagung der Sektion Religionssoziologie und der Sektion Politische Soziologie sowie des Arbeitskreises Politik und Religion der DVPW am 25. und 26. April 2019 an der Universität Bamberg

Das Verhältnis zwischen Religion und Politik gilt in modernen (säkularen) Gesellschaften als ambivalent: Auf der einen Seite wird die Religion von der Politik oft als potenzielle Quelle für gesellschaftliche Konflikte und damit als Gefahr für die Demokratie betrachtet. Für die politische Soziologie rücken damit Fragen der Entstehung und Bewältigung religiöser Konflikte in den Mittelpunkt: Welchen Einfluss haben religiöse Motive auf politisches Engagement? Unter welchen Bedingungen führen religiöse Konflikte zu Gewalt? Wie lassen sich religiöse Konflikte politisch bewältigen? Können Religionsgemeinschaften vielleicht selbst zur Lösung von Konflikten beitragen, die aus dem Pluralismus der Gesellschaft resultieren? Die Religion wird aber keineswegs nur als potenzieller »Konfliktherd« wahrgenommen. Sie leistete in der Geschichte oft einen zentralen Beitrag zur Legitimation politischer Ordnungen. Bellah prägte dafür 1967 den Begriff der Zivilreligion. Dabei kommt es jedoch immer wieder vor, dass die kulturell vertraute – und normativ oft »geforderte« – Trennung zwischen beiden Bereichen verschwimmt: Die Sakralisierung zentraler politischer Ideen und Institutionen wie etwa »Nation«, »Natur«, »Demokratie« oder »Bürger« ist eine grundlegende Voraussetzung für die Entstehung stabiler institutioneller Ordnungen. Es stellt sich daher die Frage, welche Beiträge ein erweitertes Konzept von Religion und Religiosität für das Verständnis des Politischen in säkularen Gesellschaften leisten kann.

Auf der anderen Seite ist die Idee einer prinzipiellen Trennung von Religion und Politik normalerweise mit dem Anspruch verbunden, dass staatliche Instanzen sich nicht in die Belange religiöser Gemeinschaften (oder die ihrer Gläubigen) einmischen und bei religiös-weltanschaulichen Konflikten neutral bleiben sollten. In vielen Ländern werden Menschen aufgrund ihres Glaubens jedoch verfolgt oder politisch unterdrückt. Aber auch dort, wo die Religionsfreiheit respektiert wird, sind die rechtlichen Grundlagen der Trennung zwischen beiden Seiten variabel und historisch geprägt. In der Folge haben sich in vielen Staaten unterschiedliche Formen der »Governance« religiöser Diversität etabliert, die unter den veränderten Bedingungen der Globalisierung vor neuen Herausforderungen stehen. Religionsvertreter sind dabei immer auch bestrebt, ihren politischen Einfluss bei Themen geltend zu machen, die für die Lebensführung ihrer Gläubigen (Schwangerschaftsabbruch, Kopftuch, Organspende etc.) wichtig sind. In diesem Kontext wird in der Religionssoziologie derzeit eine intensive Debatte darüber geführt, wie sich das Verhältnis zwischen Religion und Politik auf die Religiosität und die religiöse Vitalität einer Gesellschaft auswirken. Fördern bestimmte Konstellationen im Verhältnis beider Seiten die Vitalität der Religion? Liegt hier möglicherweise die Erklärung für unterschiedliche Pfade der Säkularisierung?

Das Verhältnis zwischen Religion und Politik zeichnet sich somit durch wechselseitige Prozesse der Anziehung und Abstoßung aus. In der Religionssoziologie, der politischen Soziologie sowie den Politikwissenschaften haben sich je eigene Forschungstraditionen und Konventionen in der Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen beiden Seiten entwickelt. Diese sollen auf der Tagung thematisiert werden. Wir bitten um die Zusendung von aussagekräftigen Abstracts zu diesen und weiteren Themen:

- *Demokratie und Religion*: Gibt es grundsätzliche Konflikte und Widersprüche zwischen Religion und Demokratie? Welche Rolle können religiöse Ideen und Institutionen im Demokratisierungsprozess spielen?
- *Politische Parteien und Religion*: Welche Rolle spielt das Religiöse in den Parteien? Wie hat sich das Verhältnis in den vergangenen Jahren entwickelt? Wie beeinflusst das Religiöse die Mobilisierungsprozesse von Parteien?
- *Die Rolle der Religion in politischen Konflikten*: Welche Rolle spielt die religiöse Dimension in politischen Konflikten, zum Beispiel beim weltweiten Erstarken von Autokratien oder im Konflikt um die Organspende oder die Migration?

- *Soziale und religiöse Bewegungen*: Inwiefern interagieren und vermischen sich soziale, populistische oder religiöse Bewegungen? Welche Rolle spielen politisch-religiöse Konflikte für die Entstehung religiöser oder sozialer Bewegungen?
- *Governance religiöser Diversität und Identität*: Wie wird Religion von politischer Seite »reguliert«? Inwiefern verändern sich dadurch religiöse Identitäten?
- *Religiosität und politische Einstellungen*: Wie hängen politische Einstellungen und bestimmte Ausprägungen von persönlicher Religiosität miteinander zusammen? Wie beeinflusst die Religiosität beispielsweise Antisemitismus, Islamophobie oder Fremdenfeindlichkeit?
- *Religion-Staatbeziehung und religiöse Vitalität*: Wie lässt sich die Beziehung zwischen Staat und Religion operationalisieren? Welche Wirkungen haben spezifische Konstellationen in diesem Verhältnis auf die religiöse Vitalität?

Erwünscht sind theoretische und empirische Beiträge, die sich dem Gegenstand qualitativ oder quantitativ annähern können. Erbeten werden Abstracts von bis zu 5.000 Zeichen bis zum **31. Januar 2019** an:

Thomas Kern (Universität Bamberg)
E-Mail: thomas.kern@uni-bamberg.de

Insa Pruiskien (Universität Bamberg)
E-Mail: insa.pruiskien@uni-bamberg.de

Gert Pickel (Universität Leipzig)
E-Mail: pickel@rz.uni-leipzig.de

Europe and Beyond: Boundaries, Barriers and Belonging

14th Conference of the European Sociological Association in Manchester, UK, 20 to 23 August 2019

In encouraging presenters and other conference participants to think *Beyond Europe* we wish to consider contemporary developments, processes, practices and subjectivities not only through the lens of Europe and European sociology, but also as central to the development of sociology, or sociologies, for the present and the future. We cannot and should not ignore the factors which are re-shaping Europe from within, such as the effects of globalization, nationalism, populism and migration and, of course, »Brexit«. However, it is also crucial that we continue to look towards the possibilities of a global sociology which also takes account of the local without being parochial.

Boundaries and boundary making spans the sociological spectrum, from how we create and reinforce the markers of distance and difference in social interaction, through the ways in which communities and groups are divided from each other by ethnicity, class, gender, sexual orientation and other dimensions of inequality. Boundaries are underlined through the extreme divisions of our living conditions: homelessness, ghettos and gated communities. Divisions are being reinforced between citizens and non-citizens as well as between Europe and the rest of the world. Social, symbolic and material boundaries affect us all.

We will also explore the *Barriers* which reinforce these boundaries: barriers to movement, whether for asylum, migration, work or education; barriers to reflection and understanding; barriers to better living conditions; barriers to cooperation and empathy; barriers created through politics and policy – intended and unintended.

Belonging is an increasingly contested idea, reinforced as nationality through populism and the far right, disrupted by war, violence, racism and other forms of rejection. It is also created and re-created in communities of necessity and choice and through intimacies, transformations of the self, and our understandings of home. New types of belonging are emerging through virtual networks and communities which challenge both traditional and sociological thinking.

The 14th *ESA conference* will offer opportunities to engage not only with the content of sociological research and theorizing, but also with the ways in which our discipline has been and is being shaped, both in and beyond

Europe. Where are the *boundaries* of the discipline? How can we address *barriers* to its development both inside and outside of academia? What does it mean to *belong* to the community of sociologists?

Plenary speakers will be Manuela Boatcă, Sari Hanafi, Michèle Lamont, Nasar Meer, Françoise Vergès and Michel Wieviorka.

We are sure that the conference will give a wide range of sociologists, other academics, practitioners and fellow travellers, an excellent opportunity to present and engage with research and scholarship and also to explore the potential influence of sociology in the public sphere. The conference theme calls for thinking in new ways about persistent inequalities, for challenging dominant discourses and for taking a fresh look at abstract concepts in order to better understand how sociology can contribute, both in theory and practice, to the unmaking and rethinking of *boundaries* and *barriers* and to understanding *belonging*.

Abstract submission deadline is **1st February 2019** (may be extended). For further information, please visit: www.europeansociology.org.

Klimawandel und urbane Transformationen zur CO₂-neutralen und resilienten Stadt

Veranstaltung der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie auf der 2. Regionalkonferenz der DGS vom 23. bis 27. September 2019 in Jena

Urbane Transformationen sind eine entscheidende Dimension bei der Umsetzung der Großen Transformation. Der Klimawandel stellt dabei die zentrale Herausforderung dar. Es existiert ein übergreifender Konsens, dass Städte die Hauptquelle von Treibhausgasen sind und dass sie zugleich die Hauptbetroffenen des Klimawandels in Form von Extremereignissen wie Überschwemmungen, Hitzewellen und Dürre ausmachen. Das Thema der Anpassung bzw. Adaption an den Klimawandel ist inzwischen gleichberechtigt neben dem Thema Klimaschutz auf die kommunale Agenda gelangt. Entsprechend werden zwei Transformationen adressiert – die zur CO₂-neutralen und die zur resilienten Stadt. Beide müssen im Prinzip gleichzeitig bzw. kombiniert in einem relativ kurzen Zeitfenster erfolgen, bis 2050 bzw. bis 2070. Diese urbanen Transformationen implizieren tiefgreifende bzw. weitreichende Wandlungen, die praktisch alle kommunalen Handlungs- und Politikfelder betreffen. Sie umfassen eben nicht nur technologische Innovationen, sondern besitzen

soziale, ökonomische und politische Implikationen. So stellen sich Fragen der sozialen Betroffenheit und der gruppenspezifischen Konsequenzen hinsichtlich der Bezahlbarkeit von Energie und Wohnraum (Energiearmut, (Öko-)Gentrifizierung), der Versicherung von bislang unbekanntem Risiken, der Veränderung von Nutzungsgewohnheiten, Konsummustern und Lebensstilen. Diese Transformationen berühren vielfältige und divergierende Interessen, ihnen ist ein hohes Konfliktpotenzial immanent. Sie sind daher sowohl in ihrer Gesamtheit als auch in ihren Teilen besonders anfällig für soziale Krisen, Spannungen und Fehleinschätzungen. Zudem sind sie mit einer Zeitfalle konfrontiert, denn die Entscheidungen dazu müssen unter Zeitdruck erfolgen, der mit Überraschungen und Nichtwissen einhergeht. Dadurch ist eine umfassende Abschätzung der vielfältigen Konsequenzen nicht möglich. Bislang werden beide Transformationen nur von wenigen Städten systematisch und energisch angegangen.

In der Umweltsoziologie werden Fragen in Bezug auf den Klimawandel schon seit geraumer Zeit behandelt, in der Stadtsoziologie hat eine diesbezügliche Debatte erst begonnen. Die Sektionsveranstaltung wird vor diesem Hintergrund beide urbane Transformationen gleichermaßen adressieren, insbesondere in ihrer Kombination bzw. Verschränkung. Gefragt wird nach den lokalspezifischen Wahrnehmungen und Diskursen des Klimawandels, wie gelangen Klimaschutz und Klimaanpassung auf die kommunale Agenda? Wer sind die entscheidenden Akteure und in welchen Governance-Strukturen fallen die Entscheidungen? Wie greifen die Politiken der beiden urbanen Transformationen in die lokalen Strukturen sozialer Ungleichheit ein – wer muss die Lasten bzw. höheren Kosten tragen? Welche Konflikte und Auseinandersetzungen sind mit dem Klimaschutz und der Klimaanpassung auf lokaler Ebene verbunden? Welche Trade-Offs, Dilemmata und Paradoxien werden in diesen urbanen Transformationen produziert? Diese Fragen sollen theoretisch-konzeptionell und/oder empirisch an einzelnen Fallbeispielen bzw. einem Vergleich mehrerer Fälle, aber auch anhand einzelner kommunaler Handlungsfelder, in Bezug auf spezifische Akteure, Governance-Strukturen oder soziale Gruppen behandelt werden. Wir bitten um Abstracts mit einem Umfang von ca. 300 bis 500 Wörtern bis zum **1. März 2019** an

Dieter Rink (Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung-UFZ Leipzig)
E-Mail: dieter.rink@ufz.de

Sigrun Kabisch (Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung-UFZ Leipzig)
E-Mail: sigrun.kabisch@ufz.de

Podiumsdiskussion »Soziologie für Alle«

Ist eine »Soziologie für Alle« notwendig und möglich? Wie könnte sie aussehen? Wie verhält sie sich zur *public sociology*? Wäre die Schule ein geeigneter Ort zur Vermittlung einer solchen Soziologie? Was wären dann ihre notwendigen Fachinhalte? Und wie können diese vermittelt werden? Welchen Anteil sollte Soziologie an der allgemeinen und an der fachspezifischen Ausbildung von Lehrkräften haben? Soll sie und wenn ja, wie kann sie hier verlorenes Terrain zurückgewinnen? Antworten auf diese Fragen standen im Mittelpunkt der Podiumsdiskussion »Soziologie für Alle« des Göttinger Soziologiekongresses 2018.

Is a »sociology for all« necessary and possible? What could it look like? How does it relate to »public sociology«? Would the school classroom be a suitable place to teach such sociology? What would then be its necessary subject content? And how can it be taught? What part should sociology play in the general and subject-specific training of teachers? Should, and if yes, how can sociology regain lost ground here? Answers to these questions are the focus of the panel discussion »Sociology for all« at Sociology Congress 2018 in Göttingen.

Nicole Burzan

Über eine multiparadigmatische Soziologie

In der schriftlichen Fassung der Eröffnungsrede des Göttinger Soziologiekongresses 2018 wird diskutiert, inwiefern die Soziologie als multiparadigmatische Disziplin zu verstehen ist und welche Anknüpfungspunkte es für eine »streitbare« Verständigungsorientierung gibt.

The written version of the opening address at the Congress of Sociology in Göttingen 2018 discusses the extent to which sociology is to be understood as a multiparadigmatic discipline and which points of reference exist for a »disputatious« understanding.

Birgit Blättel-Mink

Krisenwissenschaft Soziologie – Wissenschaft in der Krise?

Die Gründung der Akademie für Soziologie hat die akademische Soziologie in Deutschland, vorsichtig formuliert, in Unruhe gebracht. Diese Unruhe kommt zu einer Zeit, in der die Gesellschaft, angesichts multipler und interdependenter Krisenphänomene, die spezifischen Kompetenzen einer multiparadigmatischen Krisenwissenschaft Soziologie bitter nötig hätte. In meinem Beitrag suche ich, unter Bezug auf biographische Erfahrungen und eigene Irritationen mit der Soziologie, nach

Erklärungen für diese Situation. Ich argumentiere unter Rückgriff auf Bourdieus »ernste Spiele des Wettbewerbs«, dass nicht unbedeutende Teile der Soziologie, in je unterschiedlicher Zusammensetzung, eine gewisse Affinität zu diesen »ernsten Spielen« haben – nicht nur im Sinne eines männlich konnotierten Feldes akademischer soziologischer Praxis, sondern auch hinsichtlich der Art und Weise des Umgangs mit den Herausforderungen von Bologna und dem damit einhergehenden Wandel des Reputationssystems. Herausforderung für die Soziologie als Gemeinschaft wird es nun sein, durch Rückgriff auf ihre eigenen Stärken, zu einer, wenn auch streitbaren »Einheit in Vielfalt« zurück zu finden.

The recent founding of the *Akademie für Soziologie* has winded up the academic sociology in Germany. This comes at a time when society, facing multiple and interdependent crisis phenomena, would bitterly need the specific knowledge of a multi-paradigmatic crisis science as sociology is one. In my contribution, I look for explanations for this situation, referring to biographical experiences and individual irritations with sociology. Using the heuristic of Bourdieu's »serious games of competition«, I argue that significant parts of the sociological community, each with its own composition, have a certain affinity to these »serious games« – not only in the sense of a male field of academic sociological practice, but also with regard to the way of dealing with the challenges of Bologna reforms and its effects on the scientific system of reputation. The challenge for sociology as a community will now be to find its way back to a »unity in diversity«, albeit a disputatious one, by drawing on its own strengths.

Martin Schröder

Der blinde Fleck der Soziologie

Dieser Beitrag zeigt, wie soziologische Zeitdiagnosen einen Pessimismus an den Tag legen, der durch empirische Daten nicht gedeckt ist. Historische Veränderungen von Gewalt, Armut, Umweltverschmutzung und Sozialkapital widersprechen den pessimistischen Diagnosen von Marx, Adorno, Bauman, Beck und Rosa, sowie kontemporären Diagnosen einer Abstiegs-gesellschaft oder gar eines Untergangs des Kapitalismus. Des Weiteren wird erklärt, wie ein pessimistischer Überbietungswettbewerb, konzeptinduzierter Prävalenzwandel und der Drang, die Gesellschaft zu verbessern, in Verbindung mit radikalkonstruktivistischen Sichtweisen zu einem übermäßig negativen Gesellschaftsbild der Soziologie geführt haben. Der Text schließt mit vier Vorschlägen, wie die Soziologie ein Gesellschaftsbild entwickeln kann, das besser an die Realität angepasst ist.

This article shows how sociological diagnoses of society are beset by a pessimism that is incompatible with empirical data. Historical changes in violence, poverty, pollution and social capital contradict widespread pessimistic diagnoses such as of Marx, Adorno, Bauman, Beck, and Rosa, as well as contemporary views of widespread downward mobility or even an end of capitalism. The paper explains how such unwarranted pessimism can be explained by sociologists competing for the most negative views on society, fueled by a prevalence-induced concept change, as well as an urge to improve society and radical constructivist perspectives, which led sociology towards a view of society that is more negative than society itself. The article concludes with four suggestions on how sociology can develop a more realistic view of society.

Brigitte Zamzow

Is Affordable Housing the new Social Housing?

Der Text stammt in Teilen aus der Masterarbeit »Deconcentrating Poverty in American Inner Cities? Auswirkungen der öffentlichen Wohnungspolitik auf schwarze einkommensschwache Familien im schnell wachsenden Harlem, New York City«, die mit dem DGS-Preis für herausragende Abschlussarbeiten 2018 ausgezeichnet wurde. Der Artikel stützt sich hauptsächlich auf die veröffentlichten *Affordable Housing* Informationen der Stadtregierung in New York City, um zu ermitteln, für welche Klientel die geplanten Neubauten auf öffentlichem Boden in Harlem zugeschnitten sind. Es zeigt sich, dass *Affordable Housing* eine Möglichkeit sein könnte, die Kontrolle der öffentlichen Hand in Global Cities zu stärken, aber bezahlbares Wohnen für arme und marginalisierte Bevölkerungsschichten dadurch nicht garantiert wird. Um dem städtischen Ideal der sozialen Mischung gerecht zu werden, muss daher auch in Zukunft Sozialer Wohnungsbau betrieben werden.

This contribution is derived in parts from the master thesis »Deconcentrating Poverty in American Inner Cities? Public Housing Policy's Impact on Black Low-Income Families in Rapidly Gentrifying Harlem, New York City« which was awarded the DGS prize for outstanding theses in 2018. The article relies primarily on the New York City government and NYCHA's published *Affordable Housing* information to determine which clientele will benefit from the planned new public buildings in Harlem. *Affordable housing* may be one way of strengthening public control in Global Cities. However, affordable housing will not be created for the poor and marginalized inhabitants of the city within this set of policies. This is why social housing must be protected in order to maintain and create a healthy social mix within the city.

Marius Meinhof Die Modernisierung der Konsumenten

Dieser Artikel fasst das Buch »Shopping in China« zusammen, das 2018 den Dissertationspreis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gewonnen hat. Er geht dabei insbesondere auf drei der wichtigsten Befunde der Arbeit ein: Erstens, dass konsumistische Subjektivierung (auch) in alltäglichen Shoppingpraktiken stattfindet, in denen non-verbale Praktiken des Blickens und Berührens von Objekten und Personen genutzt werden, und die sich deshalb besonders gut durch videographische Methoden erforschen lassen. Zweitens, dass diese alltäglichen Praktiken der Subjektivierung in China kein kohärentes Dispositiv, sondern vielmehr eine fragmentierte Assemblage aus Mikrodispositiven hervorbringen, die so divers sind, dass herkömmliche Begriffe von »Pluralisierung« sie nicht mehr erfassen können, und die deshalb neue theoretische Begriffe erfordern. Drittens, dass von staatlichen Institutionen, aber auch von Interviewpartnern genutzte Diskurse diese Multiplizitäten nicht anerkennen, sondern sie in klar abgegrenzte Typen von »modernen« und »rückständigen« Praktiken einordnen, die ihrerseits auf einem normativen Diskurs der »kolonialen Zeitlichkeit« basieren – einem aus der Kolonialzeit überdauernden Diskurs über ein »rückständiges China«, das modernisiert werden muss.

This article is a summary of the book »Shopping in China« which won the dissertation award of the German Association for Sociology in 2018. It highlights three of the key arguments of the book: firstly, that consumerist subjectivation occurs in everyday practices of shopping which utilize the non-verbal practices of gazing at and touching oneself as well as the objects consumed. This can and should therefore be analyzed using videographic approaches. Secondly, in China, these everyday practices of subjectivation do not add up to a whole dispositive; rather, they build a fragmented assemblage of microdispositives which are diverse in a way not considered in conventional concepts of »pluralization« therefore requiring new concepts to describe them. Thirdly, discourses produced by state institutions as well as by people in interviews do not recognize these multiplicities, rather purifying them into clear-cut types of »modern« and »backward« practices based on a normative discourse of »colonial temporality« – a discourse of a backward China in need of modernization – an inheritance from the colonial era in China.

Bitte berücksichtigen Sie bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung. Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei *zwei AutorInnen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr AutorInnen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro AutorIn und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je AutorIn nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren AutorInnen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Im Literaturverwaltungsprogramm **Citavi** können Sie unseren **Zitationsstil** »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie« nutzen.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.